Badische Biographien

Friedrich Otto Aristides von Weech, ...

Peter Protus Emanuel Habingsreither,

geboren am 11. September 1842 in Weinheim, legte seine Gymnasialstudien in Freiburg zurück und bestand Herbst 1865 die Reifeprüfung mit gutem Erfolg. Von da ab widmete er sich bis Herbst 1868 dem Studium der Theologie auf der Universität Freiburg und wurde nach einjährigem Aufenthalt im Seminar St. Peter am 4. August 1869 zum Priester geweiht. Er fand sofort Verwendung im Kirchendienst als Vikar in Büchenau bei Bruchsal und dann in Hardheim bei Buchen. Im Jahr 1875 trat er in den Schuldienst über, wurde zum geistlichen Lehrer am damaligen Progymnasium (jetzt Gymnasium) in Tauberbischofsheim ernannt und ein Jahr später in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium in Freiburg versetzt. In demselben Jahre kam er als geistlicher Lehrer an das Lehrerseminar in Ettlingen und wurde hier 1878 zum Professor ernannt. Als solcher wurde er im Herbst 1883 mit der Leitung des Lehrerseminars in Meersburg betraut und im folgenden Jahre zum Direktor daselbst ernannt. Im Jahre 1888 wurde ihm die Direktion des Lehrerseminars in Ettlingen übertragen. 1892 erhielt er das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen. Wegen seiner vielfachen schriftstellerischen Leistungen erteilte ihm die theologische Fakultät der Universität Freiburg den Grad des Dr. theol. Im Jahre 1899 begann die bis dahin unerschütterte Gesundheit Habingsreithers zu wanken; es zeigten sich Spuren eines schweren organischen Leidens, das auch während eines längeren Erholungsurlaubs, den er großenteils im Hause eines Jugendfreundes in Freiburg zubrachte, nicht weichen wollte. Daselbst starb er am 5. September 1902 und fand auf dem dortigen Friedhof seine letzte Ruhestätte. — Seine literarische Tätigkeit bewegte sich hauptsächlich auf dem Gebiete der Theologie, der Philosophie und der Pädagogik. Hierin ist an erster Stelle zu nennen: Lesebuch der katholischen Religion für Mittelschulen und Lehrerseminare. Freiburg, bei Herder. 1. Teil: Die Lehre vom Glauben, 2. Aufl. 1896; 2. Teil: Die Lehre von den Sakramenten, 2. Aufl. 1896; 3. Teil: Die Sittenlehre, 2. Aufl. 1898; 4. Teil: Kirchengeschichte, 2. Aufl. 1894. Sodann: Lehrbuch der Pädagogik für den Gebrauch beim Unterricht an Lehrerseminaren und zum Selbstunterricht. Freiburg, bei Herder 1899. 1. Teil: Allgemeine Unterrichtslehre. 2. Teil: Erziehungslehre. — Die Logik als Hilfswissenschaft der Pädagogik. Als Manuskript gedruckt bei R. Barth in

Ettlingen 1899. Die Psychologie als Hilfswissenschaft der Pädagogik. Als Manuskript gedruckt bei R. Barth in Ettlingen 1899. — Im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, Freiburg bei Herder, sind von Habingsreithers Feder die Artikel über Rabelais, Rousseau und über den Taubstummenunterricht. — Eine größere Abhandlung über Friedrich II. den Hohenstaufen ist nicht zur Vollendung gediehen. — Neben seinen Berufs- und schriftstellerischen Arbeiten widmete sich Habingsreither auch der Pflege der Musik und versuchte sich mit Erfolg in leichteren Kompositionen. — Habingsreither war ein Mann von bedeutender Intelligenz, von unermüdlichem Diensteifer und hervorragender Willenskraft, klar und methodisch im Unterricht und seinen zahlreichen Freunden ein treuer Freund.

Oster.

Karl Hammer

wurde am 6. März 1845 als Sohn eines Kammachers in Nürnberg geboren. Seine künstlerische Laufbahn begann er mit dem Besuche der von Kreling geleiteten Kunstschule. Die erste praktische Tätigkeit bei dem Architekten Berger in München galt der Herstellung der dortigen Liebfrauenkirche und dem Neubau der Kirche in Haidhausen. Hieran reihte sich eine ähnliche Beschäftigung am Dom in Augsburg unter Kreisbaumeister von Stengel. Nach fünf Jahren kehrte Hammer nach Nürnberg zurück, um sich im Atelier der Gebrüder Ritter der Architekturmalerei zu widmen. Einige Jahre später beauftragte der Generalkonservator der preußischen Bau- und Kunstdenkmäler, Geh. Rat v. Quast, den jungen Architekturmaler mit der Ausarbeitung der Pläne für die Berliner Dombaukonkurrenz des Jahres 1868, welche als Meisterstücke aquarellierter Zeichnungen anerkannt wurden. Im folgenden Jahre hielt sich Hammer zum Zwecke des Studiums in Dresden auf, von wo ihn die französische Kriegserklärung nach Nürnberg zurück und unter die Fahne rief. Nach dem Feldzuge weilte Hammer ein Jahr lang auf dem klassischen Boden Italiens. In die Heimat zurückgekehrt, erhielt er die Stelle eines Kustos an dem neugegründeten bayerischen Gewerbemuseum in Nürnberg, die er acht Jahre bekleidete, wobei er Gelegenheit fand, sich im kunstgewerblichen Zeichnen und Entwerfen auszubilden. Im Jahre 1879 folgte er einem Rufe der badischen Regierung als Professor an die Kunstgewerbeschule in Karlsruhe. Von den ihm zugeteilten Fächern, Architektur, kunstgewerbliches Zeichnen und Methodik

des Zeichenunterrichts, nahm er das letztgenannte mit in Kauf, weil ihm die beiden andern um so lieber waren. Ganz in seinem Elemente fühlte sich Hammer, als ihm im Jahre 1881 die Leitung der alten Abteilung der Karlsruher Jubiläumsausstellung übertragen wurde. In dieser Aufgabe ging er völlig auf, so daß er alles andere darüber vergaß. Er baute Kapellen und lauschige Zimmer in den kleinen Saal der Karlsruher Festhalle und stattete sie geschickt mit den im ganzen Lande zusammengesuchten Altertümern aus. Er schätzte den Wert der letzteren, half kaufen und verkaufen, war nach allen Seiten Berater und die Seele des historischen Teils. Es war insbesondere diese Ausstellungstätigkeit, die Hammer in der Folgezeit zahlreiche und lohnende Aufträge für Innenausstattung brachte. Im Jahre 1885 berief die bayerische Regierung Hammer als Nachfolger des Oberbaurats Gnauth zum Direktor der Kunstgewerbeschule in Nürnberg. Zwölf Jahre hat er hier erfolgreich gewirkt und es gelang ihm, seiner Schule einen prächtigen Neubau zu verschaffen, der am 1. April 1897 bezogen wurde. Wenige Monate darauf, am 17. Juli, riß ihn der unerbittliche Tod aus den Sorgen und Geschäften heraus, welche mit der Neuordnung der Schule verbunden waren. Ein echter Künstler, Zoll um Zoll, ist mit ihm dahin gegangen. (Badische Landeszeitung vom 30. Juli 1897.)

Adolf Hanser

wurde am 2. August 1858 in Friedrichshafen geboren, besuchte das Gymnasium in Mannheim und die Technische Hochschule in Karlsruhe. Als Mitarbeiter von Wallot war er 1882 bei Ausarbeitung der Konkurrenz für das Reichstagsgebäude beteiligt und arbeitete dann bei v. Hofen in Frankfurt, bis ihn eine halbjährige Studienreise 1883/84 nach Italien führte. Im Herbst 1884 ließ er sich in Mannheim als Privatarchitekt nieder und blieb daselbst, glücklich verheiratet, bis zu seiner Berufung an die großh. Baugewerkschule in Karlsruhe, an welcher er bis 1898 als Professor wirkte. In diesem Jahre erfolgte seine Ernennung zum technischen Referenten der großherzoglichen Ministerien der Finanzen und des Innern, im Jahre 1900 zum Kollegialmitglied im Finanzministerium unter gleichzeitiger Verleihung des Titels eines Oberbaurats. Der großherzoglichen Baudirektion gehörte er als außerordentliches Mitglied an. Seine Tätigkeit in Mannheim erstreckte sich zunächst auf Privatneu- und Umbauten, später auch auf öffentliche Gebäude. Das Wespin-Waisenhaus und die Realschule in Ludwigshafen verdanken

Hanser ihre Entstehung. Auch auf den Erweiterungsbau der Bürklinschen Villa in Karlsruhe erstreckte sich seine Tätigkeit. Das Versorgungsanstaltsgebäude in Karlsruhe zählt zu seinen hervorragendsten Werken, und Bankgebäude in Karlsruhe, Neustadt und Straßburg zeugen beredt von seinem künstlerischen Können und Wissen. Sein reger Eifer für sein Fach betätigte sich durch Teilnahme an zahlreichen Konkurrenzen. Bei der Ausführung der gerade in den letzten Jahren besonders großen Zahl von Staatsgebäuden zeigte sich Hansers Einfluß als Ministerialbeamter in hervorragendster Weise. Mit seinen schönen, monumentalen Entwürfen für das Bezirksamtsgebäude in Mannheim, für die Neubauten des Generallandesarchivs, der Oberrechnungskammer und des Verwaltungsgerichtshofs hat sich Hanser dauernde Denkmale seiner leider nur kurzen Wirksamkeit im Dienst der staatlichen Hochbauverwaltung gesetzt. Auch an den administrativen Aufgaben der Bauverwaltung nahm er regsten Anteil. Ein ausgesprochener Sinn für das Praktische, Zweckmäßige, Wirtschaftliche und eine starke Initiative eigneten ihn vorzüglich für das wichtige verantwortungsvolle Amt, zu dem ihn die Regierung berufen hatte. Durch die freundliche Liebenswürdigkeit seines Wesens, durch verständnisvolles Eingehen auf die Ideen der in der Bezirksverwaltung tätigen Hochbaubeamten war er den letzteren ein wertvolles Bindeglied im Verkehr mit den oberen bauleitenden Behörden, diesen selbst durch die ruhige Objektivität seines Urteils ein hochgeschätzter und schwer zu ersetzender Berater. Mit einem stark entwickelten Pflichtgefühl ausgestattet, versuchte er noch zu einer Zeit tätig zu sein, in welcher die schwere Krankheit, die ihn im Jahre 1900 befallen hatte und die er mit bewunderungswürdiger Festigkeit ertrug, seine körperlichen Kräfte schon nahezu erschöpft hatte. Verschiedene Kuraufenthalte in Bädern und Sanatorien blieben erfolglos. In der Nacht vom 17. zum 18. Oktober 1901 starb Hanser im Alter von 43 Jahren. Ein ganzer Mann, ein hervorragender Künstler und Techniker, ein treuer Vater, ein anhänglicher Freund ist Adolf Hanser dem Leben und einem reichen, schönen Wirkungskreis entrissen worden. Fürwahr ein tragisches Geschick! In der großen Beteiligung an der Beerdigungsfeier gab sich die warme Teilnahme weitester Kreise an diesem Geschick und die Liebe und Anhänglichkeit, die er sich zu erwerben verstanden, in sprechender Weise zu erkennen. Das Andenken an den Menschen und den Künstler Hanser wird unvergessen bleiben. (Karlsruher Zeitung 1901, Nr. 297.)

*

Friedrich Hardeck

wurde zu Hildesheim am 28. Januar 1826 als Sohn des dortigen Stadtrichters Joseph Hardeck geboren. Er besuchte das Gymnasium Josephinum in seiner Vaterstadt und bezog 1843 nach vorzüglich bestandener Reifeprüfung die Universität Göttingen, wo er sich insbesondere dem Studium der Philologie und der Mathematik widmete. Nachdem er in diesen Fächern 1846 das hannoversche Staatsexamen abgelegt hatte, begab er sich in das Ausland, um sich in der Kenntnis und im Gebrauche der neueren Sprachen zu vervollkommnen. Zunächst war er zwei Jahre in dem Institut Sillig in Bellerive-Vevey tätig. Von dort ging er als Erzieher des ältesten Sohnes des Herzogs Sforza-Cesarini nach Rom, in dessen Hause er die Bekanntschaft des späteren preußischen Gesandten beim Vatikan, Grafen von Usedom, machte. Er trat zu demselben in nähere Beziehungen, welche für seine spätere Laufbahn nicht ohne Bedeutung bleiben sollten. Vom Jahre 1851 ab verwendete ihn Graf Usedom als Privatsekretär und nahm ihn, als 1854 seine Abberufung von dem Gesandtenposten am Vatikan erfolgte, mit sich nach Berlin. Von hier aus begleitete Hardeck den Grafen in einer politischen Mission, welche ihn nach London und Paris führte. Als Usedom 1859 zum preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt worden war, erfolgte die Anstellung Hardecks als Sekretär und Hilfsarbeiter bei dieser Gesandtschaft. In dieser Stellung blieb er bis zum Jahre 1863, in welchem ihm die Leitung des 1852 gegründeten badischen statistischen Bureaus übertragen wurde, welchem er bis zu seinem Tode, also mehr als 30 Jahre lang, vorgestanden hat. Seine reiche Begabung, seine hervorragende allgemeine Bildung und seine vielseitigen Sprachkenntnisse ließen es der badischen Regierung wünschenswert erscheinen, ihn noch anderweit zu verwenden. So erfolgte 1866, kurz vor Ausbruch des Krieges, seine Berufung als Legationsrat in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Als solcher nahm er bald nach seinem Diensteintritt teil an den Verhandlungen zwischen Baden und Preußen wegen Abschlusses eines Waffenstillstands und den darauf folgenden in Berlin geführten Friedensverhandlungen. 1867 war er bei den schwierigen Verhandlungen der Bundesliquidationskommission in Frankfurt hervorragend tätig. Bei den Verhandlungen, welche dem Eintritt der süddeutschen Staaten in den deutschen Bund und der Wiedererrichtung des Deutschen Reichs

vorangingen, sowie bei den Verhandlungen über die Militärkonvention zwischen Baden und Preußen befand sich Legationsrat Dr. Harbeck als Begleiter des badischen Staatsministers Dr. Jolly und des Ministerialpräsidenten von Freydorf im Oktober und November 1870 und später anläßlich der Friedensverhandlungen mit Frankreich Ende Februar und Anfang März 1871 in Versailles. Als Anfang Juli 1871 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten als besonderes Ministerium aufgehoben und die Bearbeitung der auf die Beziehung Badens zum Reiche bezüglichen Angelegenheiten dem Staatsministerium übertragen wurde, ward Harbeck als vortragender Rat zum Staatsministerium versetzt und entfaltete auch hier, und zwar seit 1883 als vorsitzender Rat, eine umfassende Tätigkeit. Wie schon unmittelbar nach seiner Berufung in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hat er auch fortan bei verschiedenen wichtigen Vertragsabschlüssen, namentlich bei Eisenbahnverträgen, mit Eifer und Erfolg mitgewirkt. Seine Tätigkeit wurde durch zahlreiche inländische und ausländische Ordensauszeichnungen anerkannt. 1884 verlieh ihm der Großherzog die Würde eines Geheimen Rates. Zunehmende körperliche Leiden, namentlich ein Starleiden auf beiden Augen, das wiederholt operative Eingriffe nötig machte, veranlaßten ihn im Jahre 1893 seine Zurruhesetzung in seinem Hauptamte zu erbitten, während er die Leitung des statistischen Bureaus, welche er nach seiner Berufung in das Ministerium fortgeführt hatte, bis zu seinem Tode beibehielt. Seine Leistungen auf dem Gebiete der Statistik, welches ihm ganz besonders an das Herz gewachsen war, bezeugen die zahlreichen Veröffentlichungen, welche während seiner drei Jahrzehnte umfassenden Tätigkeit als Vorstand des statistischen Bureaus erschienen sind. Besonders erwähnenswert sind hier die umfangreichen Einleitungen der „Beiträge zur Statistik der inneren Verwaltung des Großherzogtums Baden“. Neben diesen seit Mitte der 1850er Jahre erscheinenden „Beiträgen“, welche Harbeck beim Antritt seiner Stellung schon vorfand, und die als Quellenwerk die Ergebnisse größerer, einmaliger und periodischer Erhebungen, insbesondere der Volkszählungen, in aller Ausführlichkeit darzustellen bestimmt sind, schuf er in den „Statistischen Mitteilungen über das Großherzogtum Baden“, die 1869 ins Leben traten, ein Organ, in dem die Ergebnisse gewisser jährlich wiederkehrender kleinerer Ermittelungen über wirtschaftliche Verhältnisse Aufnahme finden. Noch ein Jahr früher als die Mitteilungen (1868) erschien der erste Jahrgang des „Statistischen Jahrbuchs“, in welchem

seitdem alljährlich ein tunlichst genaues Bild von den hauptsächlichsten, zahlenmäßig erfaßbaren Erscheinungen der Verwaltungseinrichtungen sowie von den physischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen des badischen Volkes und Landes gegeben worden ist. Überhaupt war Hardeck bestrebt, die Ergebnisse der statistischen Arbeit zahlreichen Kreisen nutzbar zu machen. Auch an dem 1885 erschienenen, von der Bielefeldschen Verlagsbuchhandlung in Karlsruhe herausgegebenen Sammelwerke „das Großherzogtum Baden" war er mit einem umfangreichen Beitrage statistischer Natur beteiligt, ebenso an dem dazu gehörigen Ortslexikon. An der Entwickelung der gemeinsamen Statistik des Reichs hat Hardeck lebhaften Anteil genommen. Sowohl bei den Beratungen über die statistischen Unternehmungen des Zollvereins und später des Reichs, wie insbesondere bei den grundlegenden Verhandlungen über die Aufgaben der Reichsstatistik war er in hervorragendem Maße tätig. Auch der internationalen Statistik hat er stets großes Interesse entgegengebracht. Er war ein regelmäßiger Besucher der internationalen statistischen Kongresse, denen er manche Anregung verdankte. Den internationalen statistischen Veröffentlichungen widmete er regelmäßig seine eifrige Mitarbeit. 1886 ernannte ihn das internationale statistische Institut zu seinem Ehrenmitgliede. So hat Hardeck während eines nahezu dreißigjährigen Zeitraums in zwei an und für sich ganz heterogenen amtlichen Stellungen, von denen jede einzelne — zumal in dem Umfange wie Hardeck denselben gerecht wurde — eine volle Manneskraft erforderte, eine staunenswerte Arbeitskraft betätigt und Hervorragendes geleistet. Mit seiner reichen Begabung, seinen umfassenden Kenntnissen und seinem rastlosen Fleiße war ein edler und liebenswürdiger Charakter verbunden, der insbesondere in einer teilnahmsvollen Hilfsbereitschaft für Alle, die in seinen verschiedenen amtlichen Stellungen und in seinem Privatleben ihm näher traten, sich äußerte. Als er am 1. September 1894 nach kurzer aber schwerer Krankheit aus dem Leben schied, vereinigten sich mit seiner Witwe Marie, geborenen Märki, mit der er in glücklichster Ehe verbunden war, und mit seinem einzigen Sohne zahlreiche Freunde und Verehrer, welche ihm über das Grab hinaus ein dankbares und gesegnetes Andenken bewahren werden. (Unter teilweiser Benützung des Nekrologs von Dr. Gustav Lange im „Allgemeinen Statistischen Archiv, IV. Jahrgang, I. Halbband, Seite 378ff.)

v. Marschall.

Auguste von Hardenberg.

Die am 9. April 1893 zu Karlsruhe verstorbene Freifrau Auguste Luisa Laura von Hardenberg war am 1. August 1809 zu Bonfeld in Württemberg geboren. Sie war die jüngste Tochter des Freiherrn Karl Philipp von Gemmingen-Guttenberg, königl. preußischen Domherrn zu Camin, und dessen Ehefrau Eberhardine Henriette Christiane, geborenen Freiin von Degenfeld-Neuhaus. Die Kinderjahre verlebte Frau von Hardenberg bei ihren Eltern und Geschwistern auf dem Familiengut Bonfeld bis zu ihrem Eintritt in die Erziehungsanstalt des königlichen Katharinenstifts in Stuttgart. Am 14. August 1828 vermählte sie sich mit dem Freiherrn Johannes Friedrich Erasmus von Hardenberg in Meiningen, dem Besitzer der im Herzogtum Sachsen-Altenburg gelegenen Senioratsgüter Schlöben, Rabis und Möckern, mit dem sie in glücklicher Ehe lebte, bis ein frühzeitiger Tod ihr am 27. Februar 1841 den Gatten entriß. Frau von Hardenberg verließ 1842 ihren bisherigen Wohnsitz Meiningen und siedelte mit ihren Kindern nach Karlsruhe über, wo ihre Mutter und eine an den großherzoglichen Oberforstmeister Freiherrn von Gemmingen verheiratete Schwester lebten. Die langjährige aufopfernde Tätigkeit der Frau von Hardenberg in der freiwilligen Armen- und Krankenpflege ist in den Annalen des badischen Frauenvereins verzeichnet, dessen vierter Abteilung sie seit 1865 als Präsidentin vorstand. Besonders hervorragend waren ihre Leistungen während der Kriegsjahre 1866 und 1870/71 bei der Pflege der Kranken und Verwundeten in den Lazaretten und bei der Fürsorge für die im Felde stehenden Truppen. Für ihre Verdienste erhielt sie das badische Erinnerungszeichen, das preußische Verdienstkreuz und die Kriegsdenkmünze für Nichtkombattanten. Die wärmste Anerkennung für ihre unermüdliche und hingebende Wirksamkeit im Dienste der Humanität wurde Frau von Hardenberg sowohl bei Lebzeiten als auch nach ihrem Hinscheiden von seiten der hohen Protektorin des badischen Frauenvereins, der Großherzogin Luise, zu teil. Auf Anordnung derselben fand in der Kapelle des Ludwig-Wilhelm-Krankenheims vor dem Sarge der Entschlafenen eine Trauerfeier statt, welcher der Großherzog und die Großherzogin, sowie die Prinzessin Wilhelm beiwohnten.

*

Wilhelm Harder

wurde am 4. Februar 1856 in Leipzig geboren und starb am 29. November 1899 in Baden-Baden. Nachdem er auf dem Leipziger Thomasgymnasium das Abiturientenexamen bestanden hatte, wandte er sich dem journalistischen Berufe zu. Um sich zum Theaterkritiker gründlich auszubilden, besuchte er ein Jahr lang die Theaterschule in Leipzig, übernahm alsdann die Abfassung der Theaterkritiken für die „Leipziger Nachrichten" und versuchte sich zuerst im Jahre 1874 als Schriftsteller mit der Broschüre: „Silhouetten Leipziger Bühnenkünstler". 1876 siedelte Harder nach Breslau über und war dort während zweier Jahre für das Feuilleton der „Schlesischen Presse" tätig. Dann kehrte er nach Leipzig zurück, wurde erster Redakteur am „Leipziger Intelligenzblatt" und übernahm zum zweitenmale die Theaterkritiken für die „Leipziger Nachrichten". 1883 trat er in die Redaktion der „Gartenlaube" ein. 1884 verheiratete sich Harder mit der Sängerin Fräulein Martha Bielski und kam bald darauf als zweiter Redakteur an die „Karlsruher Zeitung". Der Redaktion dieses Blattes gehörte Harder nahezu zehn Jahre lang an, während des größten Teiles dieser Zeit als leitender Redakteur. Taktvoll, fein und vorsichtig wie er war, zeigte er sich als ganz besonders geeignet zum Redakteur eines amtlichen Blattes, das nach vielen Seiten Rücksichten zu nehmen hat. Diese hat er mit Klugheit und Geschmack jederzeit zu wahren gewußt, ohne seiner politischen Überzeugung, die durchaus national und gemäßigt liberal war, jemals untreu werden zu müssen. Ein Kollege bezeugt in einem Nachruf, daß Harder „der fixe Journalist" war, wenn es sich um den Nachrichtendienst handelte, daß er sich aber vor allem „unter dem Strich" zu Hause fühlte. Seine Feuilletons verrieten vielseitige Bildung und feinen Geschmack, seine Theaterkritiken waren stets von einer wohlwollenden Gesinnung beherrscht, welche Licht und Schatten gerecht verteilte und auch da, wo Tadel unvermeidlich war, jede Gehässigkeit fern hielt. Der feine Humor, der ihm zu Gebote stand, lieh selbst der kritischen Schärfe, wenn sie doch einmal durchklang, einen freundlichen Ton. Seine intimen Beziehungen zum Karlsruher Hoftheater veranlaßten ihn im Jahre 1889 zur Abfassung einer Broschüre über die Hofbühne unter der Leitung des Generalintendanten Gustav zu Putlitz. Auf dieser Bühne wurden zwei seiner dramatischen Dichtungen zum erstenmale dargestellt: der Einakter „Eine halbe Stunde im Pfarrhaus"

den 19. September 1890, das dreiaktige Lustspiel „Im falschen Rollenfach“ den 14. Oktober 1892. Beide fanden verdienten Beifall und mehrfache Wiederholungen. Auch in öffentlichen Vorträgen, die er in Karlsruhe, Baden, Konstanz, Pforzheim, Heidelberg, Frankfurt und Dresden hielt über „das Theaterpublikum“, den „Lebensweg eines Theaterstückes“ und „die Frau auf der Bühne“, zeigte er sich als genauer Kenner der die Welt bedeutenden Bretter. Sehr gediegene Leistungen seiner Feder waren „Felix Mottl und die Karlsruher Oper“ und „Rudolf Lange, ein Lebensbild“ in dem Jahrgang 1898 der „Redenden Künste“. Während seines Aufenthaltes in Karlsruhe gelang es seinem Eifer und seinem liebenswürdigen und versöhnlichen Wesen, trotz scharfer Gegensätze unter den Vertretern der Presse, den Schriftsteller- und Journalistenverein zu gründen und er bot alles auf, um den neutralen Boden dieses Vereines im Standes- und Berufsinteresse zu einem Vereinigungspunkte der literarisch tätigen Männer und Frauen der badischen Residenzstadt zu machen. Als Julius Katz die Redaktion der „Karlsruher Zeitung“ übernahm, siedelte Harder nach Baden über, wo er 1894 die Leitung des „Badener Wochenblattes“ und — nach Richard Pohls Tode — jene des „Badeblattes“ übernahm. Auch hier wurden seine vortrefflichen Theaterkritiken sehr beifällig aufgenommen, und besonderen Beifall fanden auch die in verschiedenen Blättern erschienenen anziehenden Berichte über die Naturschönheiten des Oostales und die reichen, geselligen und künstlerischen Darbietungen der alten Bäderstadt. Seiner unermüdlichen Tätigkeit war auf die Dauer seine körperliche Widerstandskraft nicht gewachsen. Ein Gehirnschlag machte dem Leben des erst 43jährigen ein zu frühes Ende. Als Schriftsteller, Kritiker, wie als liebenswürdiger guter Mensch hatte er sich in weiten Kreisen eine angenehme Stellung erworben, die auch seinem Andenken einen dauernden Platz in der Reihe seiner Standesgenossen sichert. (Nekrologe in verschiedenen Blättern.) v. Weech.

Karl Hartfelder

wurde geboren am 25. April 1848 in Karlsruhe. Frühe schon trat der ganze Ernst des Lebens an ihn heran, wie er denn überhaupt alle seine nicht unbedeutenden Erfolge in redlicher, unverdrossener Arbeit dem Leben hat abringen müssen. Obwohl die bescheidenen Mittel des elterlichen Hauses einer auf lange Jahre ausgedehnten, mit erheblichen

finanziellen Opfern verknüpften Studienlaufbahn die ernstesten Hindernisse bereiten mußten, hat doch der talentvolle Knabe mit seiner früh erwachten Energie und seinem eisernen Fleiße die sämtlichen Klassen des Karlsruher Gymnasiums mit ausgezeichneten Ergebnissen durchlaufen. Entschlossen Theologe zu werden, bezog Hartfelder im Jahre 1868 die Universität Heidelberg und später die in Berlin, wo er zugleich orientalische Sprachen studierte. Im Jahre 1872 bestand er die theologische Prüfung und trat, freilich nur für kurze Zeit, in den evangelischen Kirchendienst als Vikar in Eberbach. Die schon auf der Universität nebenbei verfolgten philologischen Studien hatten sein geistiges Interesse so sehr ergriffen, daß er ihnen nicht entsagen mochte. Mehr noch drängte der immer entschiedener hervortretende Wunsch, im Lehrfach und mit der Feder tätig zu sein, ihn wieder zurück zur Universität, so daß nach kurzer Unterbrechung die Studien in Heidelberg wieder aufgenommen wurden. Bis 1875 studierte Hartfelder unter Köchly, Ribbeck und dem ihm auch gemütlich nähergetretenen Archäologen Stark klassische Philologie und Archäologie, worauf er zu Ostern 1875 auch die philologische Staatsprüfung mit derselben Auszeichnung ablegte wie drei Jahre vorher die theologische. Nachdem er als Abschluß seiner Universitätsstudien mit einer Dissertation über Ciceros philosophische Schriften promoviert hatte (De Cicerone Epicureae doctrinae interprete. Caroliruh. 1875), fand er im Herbst 1875 seine erste Verwendung als Lehramtspraktikant am Gymnasium zu Freiburg. Hatte ihn ausgesprochene Vorliebe für die Lehrtätigkeit aus dem Kirchendienst in das Schulamt geführt, so fand Hartfelder denn nun auch in seinem neuen Berufe die vollste Befriedigung. „Ich möchte“, so pflegte er öfter zu sagen, „ein guter Lehrer werden“ — und er wurde ein sehr guter Lehrer. Durch eine nicht nur nach der wissenschaftlichen, sondern auch nach der pädagogisch-didaktischen Seite hin sorgfältige Vorbildung wohl ausgerüstet, war ihm das Unterrichten eine wirkliche Freude, ein förmliches Lebenselement. Bei aller Strenge in den Anforderungen alles dessen, was der Ernst der Schule, von dem Hartfelder eine sittlich-tiefgegründete Überzeugung hatte, verlangen muß, wußte sein maßvoll und harmonisch gestimmtes Temperament, sein ebenso streng gerechter wie humaner Charakter jenen sichern Takt zu wahren, der bei liebevollem Eingehen in die Sinnesart der Jugend doch hauptsächlich durch die geheimnisvolle Macht der sittlichen Persönlichkeit des Lehrers das Beste wirkt. Umfassendes Wissen, eine seltene Gabe klarer und präziser

Darstellung zeichneten wie seine Schriften, so auch seinen Unterricht aus. Die historischen Fächer, die ihm neben philologischen Stunden vorzugsweise zugewiesen wurden, veranlaßten ihn zu eingehenderen geschichtlichen Studien. Nachdem er erst in einer philologischen Arbeit über „Die Quellen von Ciceros Büchern de divinatione“ (Freiburg 1878) die bereits in seiner Promotionsschrift begonnenen Untersuchungen weitergeführt, wandte er sich mit allem Eifer nunmehr dem historischen Gebiet zu. Und Geschichte sollte auch sein eigentliches Arbeitsfeld werden. Obgleich schon definitiv als Professor angestellt (November 1876), besuchte Hartfelder mehrere Semester hindurch das historische Seminar an der Freiburger Universität und unterzog sich auch noch dem historischen Fachexamen. Durch die so gewonnene Vereinigung theologischer, philologischer und historischer Ausbildung erlangte er nicht nur für seinen Lehrberuf eine ungewöhnliche Vielseitigkeit, sondern auch gerade diejenige geistige Ausrüstung, welche zur eindringenderen Erforschung des von ihm später gewählten Zeitalters der Humanisten unerläßlich war. Unzertrennlich mit der Geschichte der Reformation verkettet, erfordert die Darstellung jener gärungsvollen Übergangsepoche vom Mittelalter zur Neuzeit ebenso das wissenschaftliche Rüstzeug des Theologen wie des Philologen und Historikers im weitesten Sinne. Gleich von Anfang an ging dem unermüdlich tätigen jungen Lehrer neben der Schultätigkeit die wissenschaftliche Forschung her. Zunächst waren es lokalgeschichtliche Studien, aus denen eine Reihe kleinerer Abhandlungen über die Geschichte Freiburgs und des Breisgaues hervorging. Sie lenkten die weitere Aufmerksamkeit auf ihn, und Ende 1879 wurde er als Archivrat an das Generallandesarchiv nach Karlsruhe berufen. Kurz vorher hatte er sich durch die Vermählung mit der Tochter des Fabrikanten Näher in Pforzheim ein Heim gegründet, das für seine auch nach der Gemütsrichtung hin reich entwickelte Natur eine Quelle stillen Glückes wurde. Beinahe drei Jahre war Hartfelder im Generallandesarchiv tätig, die er neben seinen beruflichen Arbeiten namentlich zu Studien über den Bauernkrieg verwandte. In mehreren Publikationen erschienen aus seiner Feder urkundliche Beiträge zur Geschichte jener für Baden und Südwestdeutschland so bedeutungsvollen Bewegung. Allmählich wuchs das aus dem Karlsruher, dem Stuttgarter, dem Colmarer und andern Archiven gesammelte Material derart an, daß die vorhandenen Darstellungen jener Zeit einer durchgehenden Revision zu bedürfen schienen. So entstand sein erstes größeres Werk: „Zur

Geschichte des Bauernkriegs in Südwestdeutschland" (Stuttgart 1884). Schon vorher hatte er aber bereits auch jenes wissenschaftliche Gebiet betreten, in welchem sein literarisches Schaffen bald einen festen Mittelpunkt erreichen sollte, das Zeitalter des Humanismus und der Renaissance. Im Jahre 1881 gab er, angeregt durch die auf der Freiburger Bibliothek liegende Kopie einer Nürnberger Handschrift, „Fünf Bücher Epigramme von Konrad Celtis" heraus, und fortan blieb sein Augenmerk auf umfassende Durcharbeitung jener geistig so bedeutsamen Humanistenzeit gerichtet. Als im Herbst 1882 eine Stelle am Generallandesarchiv aufgehoben wurde, kehrte Hartfelder wieder ins Schulfach zurück, und zwar an das Gymnasium in Heidelberg. Für die Schule war seine Rückkehr ein Gewinn, und die Übersiedelung gerade nach Heidelberg, seinem mehrjährigen Studienaufenthalt mit so mancher kostbaren Erinnerung, söhnte ihn bald mit dem Wechsel aus. Die wertvollen literarischen Schätze Heidelbergs, das einst ein hervorragender Sammelpunkt des heiteren Humanistenvölkchens gewesen, boten mehr als ein anderer Ort Stoff zu wissenschaftlichen Aufgaben, und bald entfaltete Hartfelder neben seinem Schulamte eine umfassende gelehrte Tätigkeit. Vor allem reizte es ihn, den ersten Regungen des Humanismus in den oberrheinischen Landen, an der Heidelberger Hochschule, an dem kurfürstlichen Hofe und in den Heidelberger Klöstern nachzuspüren. In einer langen Reihe von Abhandlungen hat Hartfelder seine quellenmäßig gewonnenen Ergebnisse niedergelegt, indem er sich bald mit den hervorragenden Trägern der humanistischen Bewegung monographisch befaßte („Adam Wernher von Themar" in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 33; „Der Kartäuserprior Gregor Reisch, Verfasser der Margarita philosophica" ebenda N. F. V, S. 170 ff.; „Conrad Celtis und der Heidelberger Humanistenkreis" in Sybels Historischer Zeitschrift, N. F., Bd. 11, S. 15 ff.; „Matthias von Kemnat" in den Forschg. z. deutsch. Geschichte, Bd. 22, S. 329 ff.), oder bunte Bilderreihen der bedeutendern Mitglieder der beiden humanistischen Zentren des heutigen badischen Landes vorführte („Zur Gelehrtengeschichte Heidelbergs am Ende des M.-A." in der Zeitschrift f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F. VI, S. 141 ff.; „Der humanistische Freundeskreis des Desiderius Erasmus in Konstanz" ebenda N. F. VIII, S. 2 ff.), bald in zusammenhängender Darstellung die humanistische Bewegung in den oberrheinischen Landen nach Ursachen und Wirkungen untersuchte („Heidelberg und der Humanismus" in der Ztschr. f. allg. Gesch. 1885, S. 178 ff., 671 ff.;

„Der Humanismus und die Heidelberger Klöster" in der Festschrift d. philos. hist. Ver. z. Heidelb. Jubiläum), bald durch Mitteilung urkundlichen Materials einzelne dunkle Partien der Gelehrtengeschichte aufzuhellen bestrebt war („Deutsche Übersetzungen klassischer Schriftsteller aus dem Heidelberger Humanistenkreise". Heidelb. Gymn.-Progr. 1884; „Eine deutsche Übersetzung von Ciceros Cato aus der Humanistenzeit" i. d. Germania; „Unedierte Briefe von Rudolf Agricola" i. Festschrift d. bad. Gymn. z. Heidelb. Jubil. 1886; „Das Katharinenfest der Heidelberger Artistenfakultät" in den N. Heidelb. Jahrbb. I, S. 1 ff.; „Analekten z. G. d. Humanismus in Südwestdeutschland" in Geigers Vierteljahrsschrift I, S. 121 ff., 494 ff.). Aus dem weiten Bereiche humanistischen Lebens hatte sich ihm aber mit der Zeit mehr und mehr ein Mann herausgehoben, auf dessen großartige, jene ganze Zeit überragende Bedeutung alle seine Forschungen sich zuletzt konzentrierten, Philipp Melanchthon. Melanchthons feinsinnige und stille Gelehrtennatur traf verwandte Saiten bei Hartfelder. Reichen doch auch, wie er selbst bekannte, die ersten Pläne zu den Melanchthon-Studien zurück bis in seine Studienzeit. Der große Wittenberger Gelehrte ist öfters zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gemacht worden. Hartfelders Werk (Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae. Berlin 1889. VII. Bd. der von A. Kehrbach herausgegebenen Monumenta Germaniae Paedagogica) unterscheidet sich von allen seinen Vorgängern durch den schon im Titel angedeuteten Vorsatz, Melanchthon nicht nur vom theologischen Standpunkt aus zu begreifen, sondern ihn in den Zusammenhang unseres geistigen Lebens einzufügen und besonders nach seiner pädagogischen Bedeutung als Humanisten und bahnbrechenden Erneuerer des ganzen Unterrichtswesens, weniger als Theologen, zur Darstellung zu bringen. Dies ist ihm durchaus gelungen. Erstaunlicher Fleiß und selbständiges Urteil, Sorgfalt im einzelnen und durchdringende Gedankenarbeit zeichnen das umfangreiche Werk aus; einer der berufensten Kritiker nennt es eine Zierde der Sammlung jener Monumenta. Die Heidelberger Theologische Fakultät verlieh dem Verfasser in Anerkennung der hervorragenden Leistung die theologische Doktorwürde honoris causa. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß ein derartiges, großangelegtes Werk neben der vollen gymnasialen Lehrtätigkeit nur bei einer ungewöhnlichen Arbeitskraft und andauerndstem Fleiße möglich war. Wenn wir noch beifügen, daß Hartfelder im Auftrage der Badischen Historischen Kommission, der er seit 1885 als außerordentliches Mit-

glied angehörte, die Durchforschung und Sichtung einer größeren Zahl von Gemeindearchiven übernommen hatte, daß er neben dem Buche über Melanchthon noch zwei andere größere Werke, den „Briefwechsel des Beatus Rhenanus“ (im Verein mit Horawitz, Leipzig 1886) und „Melanchthoniana Paedagogica“ (Berlin 1892) in einem Zeitraum von wenigen Jahren fertigstellte, daß er ferner neben vielen kleineren Aufsätzen regelmäßig die wissenschaftlichen Jahresberichte über die Literatur auf dem Gebiet der Geschichte der Pädagogik, der klassischen Philologie und Altertumswissenschaft in J. von Müllers Zeitschrift bearbeitete, so begreift man selbst bei der größten Spannkraft Hartfelders diese seine eminente literarische Fruchtbarkeit nur, wenn man weiß, wie sehr er nicht nur seine Schulferien, sondern auch während der Schulzeit jeden freien Tag, ja jede Stunde, die ihm das Schulamt übrig ließ, der wissenschaftlichen Arbeit widmete. Immer neue, größere Aufgaben stellte sich sein Schaffensdrang. Kaum war das Buch über Melanchthon abgeschlossen, so dachte er daran, auch dem andern großen Zeit- und Geistesgenossen Melanchthons, Erasmus von Rotterdam, in derselben erschöpfenden Weise ein biographisches Denkmal zu setzen. Wiederholt war die schwere Aufgabe versucht, nie aber gelöst worden; auch Hartfelder sollte es nicht beschieden sein. Wohl stand er schon mitten in den Vorarbeiten und sammelte Bausteine um Bausteine zu dem Werke — eine Reise nach Italien, das Ziel langjähriger Sehnsucht, sollte dem durch unausgesetzte Anstrengung der Erholung Bedürftigen frische Eindrücke, neue Anregung geben, auch für die Erasmusstudien vielleicht einigen Gewinn liefern —, da machte ein schweres Leiden seinen Plänen ein rasches Ende. Schon während der mit einem Freunde im März unternommenen Reise, auf welcher Rom, Neapel, Pompeji, Capri berührt wurden, stellten sich Unbehagen und nervöse Schmerzen ein, die bald zu einer solchen Heftigkeit sich steigerten, daß Hartfelder den Aufenthalt in Italien vorzeitig abbrechen mußte und rasch zurückkehrte. Qualvolle Leiden, durch krebsartige Wucherungen im Innern des ganzen Körpers hervorgerufen, warfen ihn aufs Krankenlager und führten zuletzt zu förmlicher Lähmung, bis ihn am 7. Juni 1893 ein sanfter Tod erlöste. Er hatte ein Alter von nur 45 Jahren erreicht. Lange vor der Zeit in der Fülle der Mannesjahre ist er heimgegangen. Wohl war sein Leben Mühe und Arbeit gewesen; aber es war ihm auch vergönnt gewesen, schon zu Lebzeiten eine rückhaltlose Anerkennung seines reinen und hohen Strebens zu ernten. (J. Häußner in der Beilage

zur Karlsruher Zeitung vom 18. Juni 1893. — Weiter vergleiche man die Nekrologe von G. Knod in der „Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins", N. F. VIII, 538—541; von S. Brandt in den „Südwestdeutschen Schulblättern" 10 [1893], 139—142 und in den „Mitt. d. Ges. f. d. Erziehung und Schulgeschichte" 4, XXVII—XXXI; von J. Neff in der „Zeitschrift d. Ges. f. Beförderung d. Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg i. Breisgau und den angrenzenden Landschaften" 11, 47—74 u. a.) *

Gustav Hauser,

Geistlicher Rat und Domprähendar, wurde am 13. Dezember 1825 zu Eschbach im Bezirksamt Staufen geboren. Der älteste Sohn eines Lehrers, kam er noch als Knabe mit seinen Eltern nach Buchholz im Bezirksamt Waldkirch. Der dortige Pfarrer, Geistlicher Rat Waldmann, entdeckte das Talent des Knaben und erteilte ihm selbst Unterricht in Latein und Musik. Auch auf seinen Charakter übte Waldmann einen sehr günstigen Einfluß. Mit Empfehlungen seines väterlichen Freundes versehen, besuchte er das Lyceum in Freiburg und nach dessen Absolvierung die dortige Universität, wo er Theologie und Philosophie studierte. Im Herbst 1850 in das Priesterseminar aufgenommen, wurde Hauser am 20. August 1851 zum Priester geweiht und feierte seine Primiz in Hecklingen, wo Waldmann inzwischen Pfarrer geworden war. Nachdem er kurze Zeit in Oppenau und St. Trudpert in der Seelsorge verwendet gewesen war, wurde Hauser im Jahre 1853 als geistlicher Lehrer am Lyceum und an der Höheren Bürgerschule in Freiburg angestellt. Seitdem war diese Stadt bis zu seinem Ableben seine Heimat. Hier hat er während 40 Jahren eine stille, aber dennoch überaus wirksame Tätigkeit als Seelsorger und Lehrer ausgeübt. In der Schule hatte Hauser ein sehr umfangreiches Deputat, das er bis zum Jahre 1870 mit großem Eifer und strenger Pflichttreue verwaltete; auch im Universitätsgottesdienst stellte er seinen Mann, indem er mit den anderen geistlichen Lehrern abwechselnd jeden zweiten Sonntag celebrierte und predigte. Als Lehrer war er streng; aber seine Strenge war mit freundlichem Wohlwollen gepaart; besonders im Religionsunterricht verstand er die Gemüter der Schüler zu erwärmen, und seine Vorbereitung zur ersten hl. Kommunion verband ihn aufs engste — mit vielen für das ganze Leben — mit seinen Schülern. Am 6. Oktober 1870 wurde Hauser,

nachdem ihn das Domkapitel nach dem Tode des Domprädenbars und langjährigen Domkapellmeisters Leopold Lumpp auf die erledigte Stelle an der Metropolitenkirche berufen hatte, als Domprädenbar installiert. In der neuen Würde betätigte sich Hauser insbesondere im Beichtstuhl, dem er einen großen Teil seiner Zeit widmete, sodann durch Erteilung von Unterricht in dem nach Auflösung des Ursulinerinnenklosters gegründeten Institut Waßmer, ferner, indem er, der schon im Konvikt den Gesangsunterricht seiner Kommilitionen geleitet hatte, die Kinder des Waisenhauses singen lehrte. Für Arme und Notleidende hatte er stets eine offene Hand und ließ sich auch durch recht unerfreuliche Erfahrungen nicht in der Ausübung der Werke der Barmherzigkeit irre machen. Der Erzbischof Dr. Roos ehrte Hauser durch Ernennung zum erzbischöflichen Geistlichen Rat. Aber seine Tage waren schon gezählt. Nach kurzer Krankheit starb er am 24. Februar 1893 im Beginne seines 68. Lebensjahres. Die große Teilnahme der Bevölkerung Freiburgs wie vieler Geistlichen, die zum Teil aus weiter Ferne herbeigeeilt waren, an der Beerdigung und dem Trauergottesdienste bewiesen die Liebe und Verehrung, welche Hauser genoß. Eine politische Tätigkeit hat Hauser niemals entwickelt, noch an dem Parteileben anders als durch persönliche Ausübung seiner staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten teilgenommen. Als „ein Mann des Gebetes und der Arbeit, ein Charakter voll Adel und Seelengüte, ein Priester voll Liebe, Eifer und Opfermut“, so wird Hauser am Schlusse eines ausführlichen Nachrufes im „Freiburger Katholischen Kirchenblatt“ (37. Jahrgang 1893 Seite 137—140, 153—156 und 169—173) gekennzeichnet. *

Franz Sales Hebting

wurde am 9. Juni 1826 in Böhrenbach geboren. Sein Vater, der dort eine Weinhandlung betrieb, gehörte einer alteingesessenen Böhrenbacher Familie an, während seine Mutter der Simonswälder Familie Fackler entstammte. Fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, wuchsen im Hebtingschen Hause auf. Franz Sales war der mittlere unter den Söhnen. Die beiden Brüder Joseph und Karl übernahmen später das väterliche Geschäft, das sie, nachdem es größere Ausdehnung gewonnen hatte, nach Freiburg verlegten. Von ihnen ist namentlich der ältere, Joseph, durch seine Tätigkeit im Landtag und im Reichstag, wie durch sein sonstiges gemeinnütziges Wirken bekannt geworden. Fr. S.

Hebting kam schon in früher Jugend, um zum Eintritt in das Gymnasium vorbereitet zu werden, zu dem Pfarrer Ziehler in Pfohren in Pension. Von dort trat er in das Gymnasium in Konstanz ein, um einige Jahre später, als einer seiner Lehrer an das Progymnasium in Offenburg versetzt wurde, mit diesem nach Offenburg überzusiedeln. Die beiden letzten Klassen des Gymnasiums absolvierte er in Freiburg. Im Spätjahr 1844 bezog er die Universität Freiburg, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen; im Frühjahr 1845 ging er für drei Semester nach Heidelberg. Hier schloß er sich den „Schwaben" an, dem Corps, das damals einer der Sammelpunkte badischer Studenten war. Er wurde ein frischer, flotter, liebenswürdiger Student, der zwar in übersprudelndem Lebensmute das studentische Leben von Grund aus genoß, dabei aber die Kraft besaß, den Zusammenhang mit der Universität als Lehranstalt nicht zu verlieren. Vom Spätjahr 1847 bis zum Spätjahr 1849, der Zeit, in welcher er sein Examen bestand, finden wir ihn in Freiburg. Der Zudrang zum juristischen Studium scheint damals im Verhältnis zur Zahl der für den Juristen erreichbaren Stellen ein ähnlich starker gewesen zu sein wie heute. Es erübrigte den rezipierten Praktikanten nur, während längerer Zeit zu volontieren, wobei sie allerdings in der Wahl der Stellen, bei denen sie volontieren wollten, ziemlich frei gewesen zu sein scheinen. Eine Stelle, die eine große Anziehungskraft übte, war das Oberamt Emmendingen, dessen Vorstand, Oberamtmann Fingado, den Ruf eines überaus wohlwollenden, für seine Untergebenen väterlich besorgten Beamten genoß. Ein größerer Kreis junger Juristen, darunter v. Althaus, Eschborn, Rauch, Schupp, Seybel, Karl v. Stösser, hatten sich anfangs der 50er Jahre hier zusammengefunden. Auch Hebting lenkte seine Schritte im Januar 1850 hierher. Durch die ihm hier gebotene Tätigkeit, wie auch durch die Geselligkeit, an der er regsten Anteil nahm, war er in solchem Maße befriedigt, daß er bis zum Anfang des Jahres 1853 hier verblieb. Bei seinem Abgange stellten ihm die beiden Beamten des Amts ein Zeugnis aus, in dem ihm im wesentlichen die Eigenschaften schon beigelegt wurden, die er im späteren Leben in so hervorragendem Maße betätigte und welche die Grundlage seiner so glücklichen dienstlichen Laufbahn bildeten. Es werden insbesondere sein humaner Sinn, seine Gewandtheit im Verkehr mit der Bevölkerung, die Gründlichkeit seiner Arbeit gerühmt. Von Anfang des Jahres 1853 an volontierte Hebting im Sekretariate des Hofgerichts des Oberrheinkreises, vom

Juli des gleichen Jahres an, nachdem er mittlerweile auf einen seine Leistungen in anerkennendster Weise besprechenden Bericht des Hofgerichtspräsidenten unter Nachsichtserteilung von der Prüfung zum Referendär ernannt worden war, im Sekretariate der Regierung des Oberrheinkreises. Zu Anfang des Jahres 1855 erwirkte er sich einen dreimonatlichen Urlaub zum Besuche der Pariser Weltausstellung. Kaum in Paris angekommen, ereilte ihn im März ein staatlicher Auftrag, dessen Vollzug ihn dann bis Ende des Jahres in Paris festhielt: er wurde dem badischen Kommissär Ministerialrat Dietz zur Aushilfe beigegeben, was ihm u. a. den Vorteil verschaffte, Zutritt zu Festen und Veranstaltungen zu erhalten, die dem Vergnügungsreisenden verschlossen geblieben wären. Nach seiner Rückkehr erhielt er eine Stelle im Sekretariate der Regierung des Unterrheinkreises, die er bis zum April 1858 versah. Von da an war er als Polizeiassessor, später als Amtmann bei dem Bezirksamte Konstanz tätig, bis im August 1860 ihm die ersehnte dienstliche Selbständigkeit durch Ernennung zum Amtsvorstande in Schönau endlich zu Teil wurde. Die fünf Jahre des Schönauer Aufenthalts waren wohl dienstlich die glücklichsten in Hebtings Leben. Er erfuhr hier an sich, wie der ganze Reiz der Verwaltungstätigkeit sich erst in selbständiger dienstlicher Stellung offenbart. Unter einer ihm sympathischen Bevölkerung, dankbaren dienstlichen Aufgaben gegenübergestellt, verbrachte er jene fünf Jahre in regster Arbeit. Schon damals wurde die Oberbehörde auf seine besondere Tüchtigkeit aufmerksam und sprach ihm wiederholt ihre Anerkennung in ehrenden Worten aus. Im Jahre 1865 wurde ihm die Amtsvorstandsstelle in Mosbach übertragen. Sein Diensteintritt dortselbst erfolgte kurze Zeit, nachdem die neue Verwaltungsgesetzgebung mit ihren freiheitlichen Einrichtungen in Kraft getreten war. Nicht überall wurden dieselben mit sympathischen Empfindungen begrüßt. Mancherlei Mißverständnisse knüpften sich auch an die neue Organisation, die zu zerstreuen, das Gesetz ins Leben einzuführen, die damaligen Verwaltungsbeamten als ihre wichtigste Aufgabe betrachten mußten. Es gereichte Hebting, als dem überzeugten Anhänger des politischen Programms, auf dessen Boden die neue Gesetzgebung erwachsen war, zur größten Befriedigung, zur Lösung jener Aufgabe seine ganze Kraft einsetzen zu können. Besonderes Interesse widmete er den Kreisangelegenheiten, an deren Erledigung er als Kreishauptmann des Kreises Mosbach mitzuwirken hatte; insbesondere war er bemüht, mit den Kreisangehörigen auch außerhalb seines Amtsbezirks persönlich in

Fühlung zu treten und ihre Wünsche und Interessen kennen zu lernen. In die Zeit des Mosbacher Aufenthalts fielen die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866, durch welche den Verwaltungsbeamten des Kreises in Bezug auf Naturalverpflegung der Truppen, Beschaffung von Fuhren, Transport Kranker und Verwundeter, Einrichtung von Lazaretten schwierige Aufgaben gestellt wurden, Aufgaben, zu deren Lösung kaum jemand berufener sein konnte als Hebting, dem es ein Herzensbedürfnis war, zu helfen und zu retten. Verschiedene aus jener Zeit erhaltene Kundgebungen lassen erkennen, daß es ihm gelang, jene Aufgaben in wirksamster Weise zu lösen. So sprach ihm die Großherzogin als Protektorin des Badischen Frauenvereins in einem Schreiben vom 8. September 1866 Anerkennung und wärmsten Dank für seine Tätigkeit aus, und auch das Ministerium des Innern erkannte in einem Erlasse vom 11. September 1866 die von ihm „während der Kriegsereignisse bewiesene hingebende Pflichterfüllung", seine „unermüdliche und ersprießliche Tätigkeit" an, während die sämtlichen Gemeindevertretungen des Bezirks, die Bezirksrats- und Kreisausschußmitglieder, als er im Jahre 1868 von Mosbach schied, ihm eine Adresse widmeten, in welcher mit warmen Worten seiner Tätigkeit im Kriegsjahre gedacht ist: „Nicht konnte uns entgehen die Tätigkeit, welche Sie im Interesse der Stadt und des Bezirks in den Kriegszeiten entfalteten, nicht die Umsicht, mit der Sie der Not des Einzelnen oder einzelner Gemeinden, ja oft mit persönlichster Aufopferung zu Hilfe kamen rc.". Mit diesen letzteren Worten war eine Eigenschaft Hebtings berührt, die auch hier nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden darf. Die Umstände hatten es gefügt, daß sich in seiner Hand bedeutende Mittel vereinigt hatten; er machte von ihnen den liberalsten Gebrauch. Insbesondere übte er eine geradezu großartige Freigebigkeit, die ihm um so höher angerechnet werden muß, als er dabei in völlig prunkloser Weise verfuhr, seine Tätigkeit ins Dunkel zu hüllen suchte und das Selbstgefühl der Beschenkten stets in der zartesten Weise zu schonen sich bemühte. Die Jahre 1868 bis 1872 verbrachte Hebting als Amtsvorstand in Pforzheim, die Jahre 1872 bis 1877 in gleicher Eigenschaft in Mannheim. Es ist noch in frischer Erinnerung, wie unmittelbar nach Beendigung des deutsch-französischen Kriegs ein lebhafter Aufschwung auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens sich bemerkbar machte. Ganz besonders zeigte sich dies in unseren städtischen Gemeinwesen. Sie haben wohl noch nie eine Periode rascheren Wachstums erlebt, als sie

ihnen damals beschieden war. Erwuchs schon hierdurch den in Städten tätigen Verwaltungsbeamten eine erhöhte Arbeitslast, so wurde ihre dienstliche Aufgabe noch dadurch erschwert, daß auch die gesetzgeberische Tätigkeit damals eine sehr rege war und insbesondere das heimische Verwaltungsrecht eine wesentliche Umgestaltung erfuhr. Hebting erwies sich allen diesen Schwierigkeiten gewachsen. Schon damals war das öffentliche Urteil über ihn darin einig, daß er eine der Stützen der badischen Verwaltung sei, mit zu den tüchtigsten Verwaltungsbeamten des Landes gehöre. So hoher Beliebtheit er sich aber in allen von ihm verwalteten Bezirken erfreute und so rücksichtsvoll er sich überall lokalen Eigentümlichkeiten anzupassen wußte, so war doch der Schwarzwälder in ihm unaustilgbar. Es bedeutete für ihn daher die Rückkehr in die Heimat, als er im Jahre 1877 auf den Posten eines Landeskommissärs in Freiburg berufen wurde, in dessen Dienstbezirk auch ein Teil des Schwarzwaldes gehört. Nicht als müder Greis kehrte er dahin zurück, sondern im Vollbesitze seiner Kraft, wohl im stande, große Aufgaben zu lösen, wie sie seiner auch in der Tat harrten. Eine besondere Vertrauenskundgebung wurde ihm im Spätjahr 1879 zu teil, als Erbgroßherzog Friedrich seine Residenz für zwei Semester nach Freiburg verlegt hatte. Hebting erhielt damals den Auftrag, den Prinzen, der sein 22. Lebensjahr zurückgelegt hatte, mit den Verwaltungseinrichtungen des Landes bekannt zu machen. Zu diesem Behufe hatte er dreimal in der Woche Vortrag zu erstatten. Mit gewohnter Gewissenhaftigkeit hatte er sich hierfür einen Plan entworfen, der ihm Gelegenheit gab, hierbei nicht nur die geschichtliche Entwicklung der badischen Verwaltung, sondern auch den wesentlichen Inhalt des damals geltenden Verwaltungsrechts darzulegen. Anschließend an diese Vorträge wurden praktische Fälle erörtert, die Geschäftserledigung bei dem Bezirksamte Freiburg in Augenschein genommen, Bezirksrats- und Kreisausschußsitzungen besucht, wie auch Reisen in die Fabrikorte des badischen Oberlandes unternommen, die dem Prinzen einen Einblick in das industrielle Leben ermöglichen sollten. Wie sehr diese Tätigkeit Hebting zur Befriedigung gereichte, mag nachfolgende Stelle eines im Frühjahr 1880 von ihm an den damaligen Minister des Innern, Geh. Rat v. Stösser, gerichteten Schreibens bezeugen: „Der nie ermüdende Eifer, das überaus bescheidene, liebenswürdige Wesen des Prinzen, verbunden mit einer über alles Lob erhabenen Pflichttreue und Wißbegierde, erleichterten mir das ungewohnte Amt eines Lehrers und Führers derart,

daß ich von Tag zu Tag mehr Freude und Befriedigung daran fand.“ Die Lehrtätigkeit Hebtings schloß nicht ab, ohne daß ihm von dem Großherzog und dem Erbgroßherzog, wie auch dem Minister des Innern in warmen Worten für seine Bemühungen gedankt wurde. — Die Stellung des Landeskommissärs brachte Hebting in häufige Berührung mit den Amtsvorständen der sechzehn zum Landeskommissärbezirke gehörigen Amtsbezirke. Voll Güte und Hilfsbereitschaft, voll Begeisterung für den gemeinsamen Beruf, ohne jegliche Überhebung und Doppelzüngigkeit, war er das Ideal eines Vorgesetzten. Unter seiner Verwaltung blühten in seinem Dienstbezirke die Amtsvorstandskonferenzen, die sich als ein vorzügliches Mittel der Belehrung für alle Beteiligten erwiesen. Hebting erschien fast regelmäßig bei denselben, und wenn beim Auseinandergehen die Teilnehmer das Bewußtsein mit sich nahmen, daß manches Rätsel sich gelöst habe, so war dies wesentlich sein Verdienst. Bei der Größe des Dienstbezirkes war es ihm nicht möglich, häufig in den einzelnen Amtsbezirken zu verkehren. Fanden aber Beratungen über wichtigere Fragen statt, so war er stets zur Stelle, und es ist in der zehnjährigen Dauer seiner Wirksamkeit in Freiburg wohl kein wichtiges Unternehmen in seinem Dienstbezirke ausgeführt worden, dessen Zustandekommen er nicht durch seinen auf reiche Erfahrung und ein treffendes Urteil gestützten Rat gefördert hätte. — Leider war die Gesundheit Hebtings während seines Freiburger Aufenthaltes keine ungetrübte. Ein Typhus, den er im Jahre 1879 durchgemacht hatte, hinterließ eine Herzaffektion, die manchmal in Besorgnis erregender Weise sich äußerte und — was ihm das Schmerzlichste war — auch seine Arbeitsfähigkeit zeitweilig beeinträchtigte. Es war wohl beabsichtigt ihm eine Erleichterung zu verschaffen, als er im Januar 1887 auf die Landeskommissärstelle in Karlsruhe berufen wurde. Sein Dienstbezirk war hier erheblich kleiner. Daneben war ihm allerdings ein Respiziat im Ministerium zugeteilt — Straßen- und Badanstalten-Sachen —, dessen Versehung ihm erhebliche Arbeit verursachte. Namentlich war das Badanstaltenrespiziat arbeitbelastet durch große Unternehmungen, die damals in Vorbereitung waren. Unter Hebtings Dienstführung wurde insbesondere das Landesbad erbaut, und es wurden die vorbereitenden Verhandlungen über Erbauung des Kaiserin-Augusta-Bades gepflogen. So wuchs auch die Arbeit, die er in Karlsruhe zu bewältigen hatte, allmählich weit über das Maß dessen hinaus, was er bei seiner geschwächten Gesundheit noch zu leisten vermochte. Nach fast einund-

vierzigjähriger Dienstzeit mußte er sich zu Ende des Jahres 1890 entschließen, um seine Zuruhesetzung nachzusuchen, die ihm unter Anerkennung seiner langjährigen, treu geleisteten Dienste und unter Verleihung des Geheimratstitels gewährt wurde. Hebting blieb auch nach seiner Zurruhesetzung in Karlsruhe wohnen. Soweit seine Gesundheit es gestattete, übte er auch nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste noch im Ehrenamte eine gemeinnützige Tätigkeit. Während vier Jahren war er Beirat der Abteilung III des Badischen Frauenvereins (für Krankenpflege), und als im Frühjahr 1897 aus Anlaß der beträchtlichen Wasserschäden, welche das Land betroffen hatten, ein Landeshilfskomitee sich bildete, trat Hebting an dessen Spitze. Welche Arbeitslast hierbei zu bewältigen war, ergibt der umfängliche Bericht, welchen er über die Tätigkeit des Komitees erstattet hat. Alle Vorzüge, die seine Tätigkeit im öffentlichen Dienste zu einer so ersprießlichen gestaltet haben, konnten sich während dieser seiner letzten öffentlichen Funktion noch einmal in vollem Umfange betätigen. Noch Mitte Oktober 1897 war das körperliche Befinden Hebtings ein verhältnismäßig günstiges. Am folgenden 1. November wurde er von einem Schlaganfall betroffen, an dessen Folgen er am 4. November 1897 starb. Ein reiches glückliches Leben hatte mit seinem Tode seinen Abschluß gefunden. Seit August 1859 war Hebting mit Susette Tarusello, der Tochter des ehemaligen Kreiskassiers Tarusello in Mannheim, verheiratet. Dem Bunde, der ihm das beglückendste Familienleben geschaffen hat, entsprossen drei Kinder. (Karlsruher Zeitung vom 7. und 8. Januar 1897).

Adolf Heer,

Professor, Bildhauer und Lehrer an der großherzoglichen Kunstgewerbeschule zu Karlsruhe, wurde am 13. September 1849 zu Vöhrenbach im Schwarzwald geboren als der Sohn des Bildhauers und Holzschnitzers Joseph Heer, der, einst ein fleißiger Gehilfe Ludwig von Schwanthalers in München, dem Sohne die erste Unterweisung im Modellieren zu geben, in ihm die Freude an der plastischen Kunst zu wecken befähigt war. Erweiterung seiner Schulkenntnisse und Aneiferung zu Selbststudien in der Kultur- und Kunstgeschichte fand er im Umgange mit einem befreundeten Arzte, Dr. Merz, in seiner Vaterstadt. Bald nach seiner Schulentlassung kam der Junge, welcher eine ausgesprochene Begabung für die Bildhauerei bekundete, nach Nürnberg in die Kunst-

gewerbeschule, die unter Meister Krelings Leitung in jenen Tagen sich des unbestrittenen Rufes einer kunstgewerblichen Bildungsstätte ersten Ranges erfreute; dort lag er mit der dem Schwarzwälder eigenen Ausdauer während dreier Jahre ornamentalen, architektonischen und plastischen Studien ob, immerfort darauf bedacht, auch seine theoretischen Kenntnisse zu vertiefen. In richtiger Würdigung der außergewöhnlichen Befähigung seines Schülers riet ihm Kreling, nach Ablauf seiner Studienzeit sich der höheren plastischen Kunst zuzuwenden und zunächst seine praktischen Studien in einem Meisteratelier zu Dresden oder zu Berlin fortzusetzen. Adolf Heer wandte sich der jungen Reichshauptstadt zu, wo er in den Werkstätten Siemerings und Calandrellis Aufnahme fand und nebenbei die Akademie besuchen konnte. Hier war es und zwei Jahre später im Atelier von Adolf Breymann, wo der junge Künstler bei der Mitarbeit an großen Aufgaben, wie sie die nationale Begeisterung insbesondere der plastischen Kunst zu stellen sich angeschickt hatte, die Gesetze jenes klassischen Formenadels sich zu eigen machen lernte, zu welcher er sich für die Folge während seines ganzen Lebens rückhaltlos bekannt hat. Abermals zwei volle Jahre arbeitete Heer bei Breymann, diesem nunmehr leider ebenfalls verstorbenen Schüler Schillings, und half ihm unter anderem an jenen beiden prächtigen Engelsfiguren, welche die Königin von England für das Mausoleum des Prinzen Albert in Windsor bestellt hatte. Während Breymann, der gerade aus Italien heimgekehrt war, begeistert von den künstlerischen Herrlichkeiten jenes Wunderlandes berichtete und in Heer die Sehnsucht nach Italien entzündete, reifte dieser Wunsch mit ungeahnter Raschheit seiner Erfüllung entgegen, indem ihn ein glücklicher Zufall vor seine erste selbständige Aufgabe stellte. Der kunstliebende Fürst Karl Egon III. von Fürstenberg, von dem jüngsten Schmuck des Mausoleums in Windsor unterrichtet, bestellte zwei ähnliche, überlebensgroße Engelsfiguren (Genien des Todes und der Auferstehung) in karrarischem Marmor für die fürstliche Grabkapelle oberhalb Neudingen bei Heer und setzte ihn noch vor Ausführung des Auftrags in den Stand, vier volle Jahre in Italien, zumeist in Rom zuzubringen und seine künstlerische Ausbildung im unmittelbaren Verkehr mit den großen bildnerischen Werken des klassischen Altertums und des Cinquecento zu vollenden. Die genannten beiden Erstlingswerke waren seinerzeit (1877) in Rom öffentlich ausgestellt und trugen ihrem Verfertiger Ehre und Anerkennung seitens des Bestellers, wie seitens vieler ausländischer Künstler (Italiener und Franzosen) ein. Auch die

bekannte Marmorgruppe, welche heute über der Donauquelle seitlich des Schlosses zu Donaueschingen aufgestellt ist, und zwar an der Stelle, wo sich früher Reichs große Sandsteingruppe, „die junge Donau als Kind im Schoße der Baar" befand, ist ein Werk von Heers Hand aus dieser ersten (römischen) Schaffensperiode des Künstlers: „die Baar deutet ihrer jungen Tochter — der Donau — den Weg in die Ferne." Glückstrahlenden Auges erinnerte Heer sich bis in die letzten Tage seines Lebens jenes erfolgreichen Aufenthaltes in Italien; dankerfüllten Herzens schilderte er Erschautes und Erlebtes, gedachte er seines fürstlichen Gönners. Mit einer Berufung als Lehrer und Professor an die in ein Stadium flotter Entwicklung eingetretene Kunstgewerbeschule zu Karlsruhe verließ Heer das ihm lieb gewordene Land, um mit seiner neuen Stellung in die zweite Schaffensperiode einzutreten. Hier war es in erster Reihe Oberbaudirektor Prof. Dr. Durm, welcher, das künstlerische Geschick des an klassischen Vorbildern erprobten Künstlers würdigend, demselben alsbald größere Aufträge zuwandte: so die mächtigen Atlanten, die lebensgroßen Nischenfiguren und Lukarnangruppen an den Façaden des Durmschen Palais Schmieder (jetzt Palais Prinz Max), die schöne Gruppe über dem nördlichen Portale der Festhalle, ferner zwei eherne Figuren (Wissenschaft und Fama) für die Aula der Universität Heidelberg und die Sandsteinfiguren an der neuen Front des Rathauses daselbst. Gleichzeitig erschien Heer als glücklicher Mitbewerber in einer Konkurrenz für ein Denkmal Viktor von Scheffels in der Residenz; obwohl das Preisgericht seiner Skizze den ersten Preis zuerkannt hatte, überging gleichzeitig das Denkmalkomitee zugunsten eines anderen Projekts diese Entscheidung, und es war ein glücklicher Zufall, daß die Stadt Heidelberg Heer mit der Ausführung des dortigen Denkmals nach dem preisgekrönten Entwurfe beauftragte, sonst wäre die ebenso originelle, als charakteristische Schöpfung vielleicht niemals zur öffentlichen Aufstellung gelangt. Heute schmückt das prächtige Standbild, welches den Dichter als fröhlichen Wanderer auffaßt, die aussichtsreiche Schloßterrasse, welche zu Anfang des 17. Jahrhunderts Salomon de Caus erbaut hat; Statue und Reliefs sind in Bronze, das Piedestal in geschliffenem Granit ausgeführt. In der Konkurrenz zum Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Mannheim erhielt Heer den dritten Preis; der Entwurf stand für den dort beabsichtigten Effekt vielleicht zu sehr unter dem Banne der klassisch-strengen Schulung, die zu verleugnen dem Künstler gegen die Überzeugung gegangen wäre. Nicht viel besser war es ihm bei dem Karlsruher Wettbewerb ergangen.

Als zweiter hatte er sich bereits mit dem Schicksal abgefunden, daß er auf die Ausführung seines Kaisergedankens verzichten müsse, da lenkte ein befürwortendes Urteil des Großherzogs die Wahl des Stadtrats zu seinen Gunsten, und er wurde unter der Bedingung einiger wirkungsvollen Abänderungen mit der Ausführung des Werkes betraut. Mit dem Kaiserdenkmal in Karlsruhe hat sich Heer selbst das schönste Denkmal gesetzt. — Nicht leicht hat auch ein Künstler noch zu seinen Lebzeiten solche Ehrungen erfahren. Sein Name wurde unter den ersten des Deutschen Reiches genannt; man huldigte dem eminenten Können, welchem es gelungen war, dem alten Kaiser, hoch zu Roß, neben seiner natürlichen Bescheidenheit, die hoheitsvolle Haltung des Siegers und Helden, des Trägers der neuen Kaiserkrone zu verleihen, ein Reiterstandbild zu schaffen, so würdig und ergreifend und doch so rührend zugleich, wie es seinesgleichen im Reiche nicht viele geben dürfte. Zu den Ehrenzeichen des Ritterkreuzes des Sachsen-Weimarischen Falken-Ordens und dem Kommandeurkreuze II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen verlieh ihm die Gnade Kaiser Wilhelms II. unter den Augen des ehernen Kaisers, anläßlich der Enthüllung des Denkmals am 18. Oktober 1897, eigenhändig den preußischen Kronen-Orden II. Kl. Aber just um diese Zeit bereits zeigten sich bei dem Künstler die ersten besorgniserregenden Andeutungen nicht sowohl einer gewissen Ermüdung von dem jahrelangen angestrengten Schaffen an dem Kaiserbilde, sondern einer schleichenden Erkrankung gegen deren zerstörende Wirkung eine Luftveränderung unumgänglich erschien. Mit schwerem Herzen verließ Heer die Stätte seines Wirkens, sein Atelier, in welchem die letzten der großen dekorativen Arbeiten für das Kaiserin Augusta-Bad in Baden-Baden, sowie für den Erweiterungsbau der Gemäldegalerie zu Karlsruhe, insbesondere aber die Skizze für eine plastische Gruppe am Bezirksamt daselbst der vollendenden Hand des Meisters harrten, verließ er den Freundeskreis in der Residenz, um über die Alpen nach seinem geliebten Rom zu eilen. Kaum dort angelangt, warf ihn ein Malariafieber aufs Krankenlager, von welchem er sich nicht wieder erheben sollte. Mit erschütternder Drastik erzählte er von den ausgestandenen Qualen, wie er anfänglich ab und zu noch die vatikanischen und kapitolinischen Sammlungen besucht habe, um auf andere Gedanken zu kommen, wie ihn dann oft die plastischen Wunderwerke geradezu angewidert hätten und wie er am Ende sich an sonnigen Tagen nur noch von seinem Lager erhoben habe, um sich in einem Restaurant den

quälenden Durst zu stillen. So kam er schwer erkrankt wieder nach Karls-
ruhe zurück; eine Lungenentzündung von kurzem Verlaufe machte dem zu so
schönen Erwartungen erblühten Künstlerleben in der zweiten Morgenstunde
des 29. März 1898 ein jähes Ende. — Adolf Heer war nicht verheiratet;
an seinem Sarge trauerten seine Geschwister, seine persönlichen Freunde,
seine zahlreichen Schüler und die treuen Verehrer seiner Kunst, unter
den letzteren Großherzog Friedrich und die übrigen Angehörigen unseres
Fürstenhauses. Adolf Heer war zweifellos ein gottbegnadeter Künstler;
sein ganzer Studiengang prädestinierte ihn zum Bekenner jener älteren
klassischen Richtung, welche die unvergänglichen Wurzeln ihrer Kraft
im Nährboden der großen Kulturzentren des Altertums findet. Er
mochte sich mit seiner Auffassung von Kunst und Schönheit manchmal recht
vereinzelt fühlen; aber er hielt mit der Zähigkeit, die dem Schwarz-
wälder eigen zu sein pflegt, an seinem Ideale fest und hatte dabei immer
den Triumph, daß selbst die Widersacher seiner künstlerischen Anschau-
ungsweise anerkennend, bewundernd vor seinen Schöpfungen standen.
Seinen künstlerischen Bestrebungen ward Adolf Heer zu frühe entrissen;
lehrend und schaffend hätte er noch Bedeutendes leisten können. Sein
Können zauberte vor keiner Aufgabe mehr, und sein Vorbild fesselte die
Jünger; denn Adolf Heer verband mit einem offenen, charakterfesten
Wesen ein tiefes, reiches Gemüt. Wer ihm nähertrat, den mutete seine
treuherzige, biedere Art bald an, sobald das Eis eines gewissen Miß-
trauens geschmolzen war; gerade diese letztere Eigenschaft ließ ihn oft
rauher und derber erscheinen, als er es in der Tat war. — Eines
steht unwandelbar fest: wie er ein ganzer Mann gewesen, von klarem
Verstand und raschem Entschluß, so war er auch in seiner Kunst jeder
Halbheit abhold, gewissenhaft, streng, entschieden. Mit einem scharfen,
formgeübten Blick verband er ein nicht leicht zu beeinflussendes Urteil;
fremden Schöpfungen gegenüber war seine künstlerische Kritik oft eine
sehr herbe und derbe; rücksichtslos aber kritisierte er seine eigenen Ar-
beiten. — Heer hat, dank einem gütigen Geschick, viel Schönes hinter-
lassen; mit seinem schönsten Werke, dem Karlsruher Kaiserdenkmal, wird
sein Name unsterblich verbunden bleiben.

Dr. Cathiau.

Franz Heiligenthal,

Geh. Rat, großh. Badearzt in Baden-Baden, war geboren daselbst am 12. November 1835, studierte in Freiburg, Tübingen, Heidelberg, wo er 1859 und 1860 Assistent an der chirurgischen Klinik des Geh. Rats v. Chelius war, bestand 1859 die damals neu eingeführte ärztliche Vorprüfung und im folgenden Jahr das medicinische Staatsexamen. Nachdem er sich in Wien, Paris, London und Berlin praktisch weiter ausgebildet und sodann in Heidelberg promoviert hatte, ließ er sich im Frühjahr 1862 als Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Während des deutsch-französischen Krieges war er als freiwilliger Arzt zuerst auf dem Schlachtfeld von Wörth und vor Straßburg tätig und begleitete später den badischen Lazarettzug auf mehreren Fahrten. Der Winterstation, die im Jahre 1870 zur Pflege verwundeter und kranker Kriegsteilnehmer in Baden errichtet, und bei der durch den Gebrauch der warmen Quellen sehr günstige Erfolge erzielt wurden, wandte Heiligenthal besonderes Interesse und eifrige Tätigkeit zu. Seine Erfahrungen auf dem Gebiet der Balneotherapie und seine hervorragende fachmännische Befähigung überhaupt veranlaßten die Regierung, ihn nach dem Ableben des Medizinalrats Dr. Frech (1877 provisorisch, 1880 definitiv) zum Badearzt zu ernennen. Als solcher unterzog er sich zunächst der Aufgabe, die innere Einrichtung des Großherzoglichen Friedrichsbads zu vervollständigen, und besuchte zu diesem Zweck die namhaftesten Badanstalten Deutschlands und Österreichs. Zu Anfang der 80er Jahre begab er sich auf Anregung der Großherzogin von Baden und im Auftrag der Regierung nach Stockholm, um an Ort und Stelle die schwedische mechanische Heilgymnastik zu studieren, die in der Folge auch in Baden, als erstem Orte in Deutschland, eingeführt wurde. An der Ausarbeitung der Pläne für das neue Frauenbad (Kaiserin Augusta-Bad) nahm er regen Anteil, ebenso an den Vorarbeiten für die Errichtung des Inhalatoriums. Mit seiner amtlichen Tätigkeit ging eine ausgedehnte und glänzende Privatpraxis Hand in Hand. Die höchsten Kreise schenkten dem scharfblickenden, energischen und gewissenhaften Arzt ihr Vertrauen; insbesondere war es ihm vergönnt, Großherzog Friedrich während seiner schweren Krankheit im Jahr 1881 ärztlichen Beistand zu leisten und ebenso von dem Erbgroßherzog und der Kronprinzessin Viktoria von Schweden wiederholt als Berater zugezogen zu werden. Der Kaiser und die Kaiserin von Brasilien, der Schah von Persien und zahlreiche

andere fürstliche Persönlichkeiten zählten zu seinen Patienten. 1882 wurde er zum Hofrat, 1893 zum Geheimen-Hofrat ernannt. Ein Schlaganfall, den er im Jahr 1894 erlitt, zwang ihn, sich vom Dienste und von der ärztlichen Praxis zurückzuziehen. Als Geheimer Rat III. Kl. pensioniert, starb er am 6. Dezember 1897 im Sanatorium Martinsbrunn bei Meran. — Von seinen zahlreichen Schriften seien folgende erwähnt: 1. Die Heilerfolge der Thermen in Baden-Baden bei den in der Winterstation verpflegten Verwundeten und Kranken aus dem letzten Kriege. Baden-Baden 1871. 2. Die Thermen zu Baden-Baden, ihre Anwendung und Erfolge nach den Erfahrungen im dortigen Armenbad. Baden-Baden 1877. 3. Das Friedrichsbad in Baden-Baden. Baden 1878. 4. Geschichte der Stadt Baden und ihrer Bäder. Karlsruhe 1879. 5. Die heißen Quellen in Baden und ihre Verwendung zu Trink- und Badekuren. Baden 1879. 6. Heiligenthal und Frech, Die Heißluft- und Dampfbäder in Baden. Experimentelle Studie. Leipzig 1881. 7. Die Anstalt für mechanische Heilgymnastik rc. 1884. 8. Baden-Baden, das Klima, die heißen Quellen und die Kuranstalten. 1886. 9. Über die Behandlung von Herzkrankheiten durch medico-mechanische Zander-Gymnastik (in Zanders „Grundzüge“ rc. Stockholm 1894).

Haape.

Max Heinsheimer,

großh. Oberlandesgerichtsrat, geboren am 14. August 1832 in Bretten, gestorben am 4. Januar 1892 in Karlsruhe, besuchte die Schule in Bretten und das Lyceum in Karlsruhe mit Auszeichnung, studierte von 1851 bis 1855 in Heidelberg, wurde 1855 Rechtspraktikant, 1857 Referendär, 1864 Sekretär bei dem Kreis- und Hofgericht Freiburg, 1865 Kreisgerichtsassessor in Lörrach, 1866 in Mannheim, 1867 Kreisgerichtsrat in Mannheim, 1871 Mitglied des Appellationsrats, 1879 Oberlandesgerichtsrat in Karlsruhe. Heinsheimer war ein hervorragender praktischer Jurist und als Richter durch außerordentliche Arbeitskraft, bedeutendes juristisches Wissen und Klarheit des Urteils gleich ausgezeichnet. Daneben war er wissenschaftlich auf den verschiedensten Rechtsgebieten tätig. Neben einer Reihe von Aufsätzen und Abhandlungen in juristischen Zeitschriften verfaßte er eine Bearbeitung des badischen Hypothekenrechts, eine Übersetzung der englischen Wechselordnung, eine Untersuchung über die civilrechtliche Verantwortlichkeit der Architekten und Ingenieure nach

französischem und badischem Recht. Auch an den Vorarbeiten für den Entwurf des Bürgerlichen Gesetz-Buchs nahm er lebhaften und ersprießlichen Anteil. Besonders verdient um die badische Rechtssprechung machte er sich als Nachfolger von Puchelt durch die Herausgabe der „Zeitschrift für französisches Civilrecht", die er in mustergültiger Weise redigierte. Auch dem öffentlichen Leben blieb er nicht fremd. Schon im Jahre 1859 stellte er sich vorübergehend als Offizier dem badischen Heere zur Verfügung, und während des großen Krieges war er ein eifriges Mitglied des Mannheimer Unterstützungsvereins. Mehrere Jahre gehörte er in Mannheim der Stadtverordnetenversammlung und dem Kreisausschuß als Mitglied an. Er war ein eifriger Anhänger der nationalliberalen Partei, obwohl er im Parteileben selbst weniger hervortrat.

Weill.

Karl Friedrich Rudolf Heinze

wurde geboren am 10. April 1825 in dem damals koburgischen, ein Jahr darauf an Sachsen-Meiningen gefallenen Städtchen Saalfeld a. d. Saale als Sohn des dortigen Konrektors Dr. phil. et. theol. Karl Heinze. Den ersten Unterricht erhielt er 1832—35 in dem (später aufgehobenen) Lyceum seiner Vaterstadt, dann 1835—39 im väterlichen Hause zu Prießnitz in der Grafschaft Camburg, wohin sein Vater als Pfarrer und Kirchenrat versetzt worden war. Von 1839—43 besuchte er sodann das Gymnasium zu Naumburg, im Winter 1843/44 dasjenige zu Meiningen und bezog 1844 die Universität Leipzig, woselbst er bis 1847 die Rechtswissenschaft studierte. Nach bestandenem ersten Staatsexamen trat er in den Justizdienst des Herzogtums Meiningen und wurde hier, nachdem er 1849 die zweite, 1852 die dritte juristische Prüfung abgelegt und mehrfach bereits provisorisch staatsanwaltschaftliche Funktionen versehen hatte, im Jahre 1853 als Staatsanwalt bei dem Kreisgericht zu Hildburghausen angestellt. Die praktische Erfahrung, die sich Heinze in dieser Stellung auf dem Gebiete des einige Jahre zuvor in den thüringischen Staaten eingeführten öffentlich-mündlichen Anklageverfahrens erworben, führte im Jahre 1856, in welchem auch im Königreich Sachsen das Institut der Staatsanwaltschaft und ein auf den modernen Prinzipien beruhender Strafprozeß ins Leben trat, zu seiner Berufung nach Dresden als Gehilfe und Stellvertreter des Oberstaatsanwalts bei dem kgl. sächsischen Oberappellationsgericht (damals

O. F. Schwarze). In dieser Stellung verblieb er, nachdem er inzwischen (20. April 1857) auch seinen Hausstand begründet hatte durch Vermählung mit Elise von Zastrow, die er auf einer Reise nach Norddeutschland kennen gelernt hatte, bis zum Jahre 1860, wo er seinem Wunsche gemäß als erster Staatsanwalt an das Bezirksgericht Dresden versetzt wurde. Von dieser Zeit ab begann Heinze auch schriftstellerisch tätig zu werden, eine Tätigkeit, die sich zumeist an die großen Aufgaben der Straf- und Strafprozeßgesetzgebung seiner Zeit anschloß und die bald zu großer Ausdehnung gelangen sollte. Neben anderen Fragen, die er in kleineren, zumeist im „Gerichtssaal" erschienenen Aufsätzen behandelte (so: über den Einfluß des Rechtsirrtums im Strafrecht 1861, worin er mit Recht das Bewußtsein der Pflichtwidrigkeit als Voraussetzung für die Bestrafung vorsätzlicher Verbrechen forderte; über unzulässige Ausdehnung der Zeugenpflichten 1862; über einige Kapitalfälle und die 2. Instanz, sowie: zur Physiologie des englischen Beweisrechts 1863; daneben auch einige privat- und staatsrechtliche Arbeiten: über das eheliche Güterrecht in der Pflege, Koburg 1861; die Domänenfrage im Herzogtum Sachsen-Meiningen, Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften 1863), — war es hauptsächlich das Problem der Jury, ihre Entwicklung und Gestaltung in England, ihre französisch-deutsche Entstellung, sowie die für Deutschland durch Zurückgehen auf das englische Original und dessen Anpassung an unsere Verhältnisse anzustrebende Reform, die Heinzes Aufmerksamkeit und Studien damals zunächst auf sich zog. Im Jahre 1864 erschienen von ihm „Parallelen zwischen der englischen Jury und dem französisch-deutschen Geschworenengericht" (Beilageheft zum 16. Jahrgang des Gerichtssaals), worin er „aus der Zergliederung des englischen Organismus Material für die Kritik der französischen Stieftochter und das richtige Verständnis der Juryidee im Allgemeinen", damit aber zugleich „Bausteine zur künftigen Schöpfung eines deutschen Geschworenengerichts" zu gewinnen suchte. Bereits vorher hatte er in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" 1862 anonym „Betrachtungen über die Aufgabe und Vorschläge zur Einrichtung eines deutschen Geschworenengerichts" veröffentlicht, um anschaulich zu machen, „zu welchen Nutzanwendungen auf unsere Verhältnisse die Betrachtung der englischen Einrichtungen führt, wenn man Kern und Rinde, Wesen und Zutat gehörig scheidet." Mit seinem Namen und unter dem Titel: „ein deutsches Geschworenengericht, 2. umgearbeitete Ausgabe" gab er diese Schrift dann als besonderes Buch neu heraus (Leipzig 1865). In den

Kreis dieser Studien gehören noch zwei weitere Abhandlungen: der englische Gerichtsorganismus und die Jury (Haimerls Vierteljahrschrift für Rechtswissenschaft 1864), sowie: die Einstimmigkeit des Juryverdikts (Goltdammers Archiv 1865, 66). Das ausgebreitete theoretische und praktische Wissen, die elegante und geistvolle Schreibweise, welche in diesen Arbeiten zu Tage traten, verfehlten nicht, die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf den Verfasser zu ziehen, und so wurde derselbe im Jahre 1865 an die früher von Marezoll bekleidete Stelle als ordentlicher Professor für Kriminalrecht und Rechtsphilosophie an die Universität Leipzig berufen. Bei seinem Eintritt in die juristische Fakultät wurde ihm von dieser die juristische Doktorwürde, einige Jahre später vom König von Sachsen der Titel eines Geheimen Hofrats verliehen. Seine Antrittsvorlesung behandelte „das Recht der Untersuchungshaft" (erschienen Leipzig 1865), welcher Arbeit er später zwei historische Untersuchungen über ein verwandtes Thema: die Sicherheitsstellung im römischen (Ger.-Saal 1871), sowie diejenige im germanischen Strafverfahren (Zeitschr. f. Rechtsgeschichte X, 1872) folgen ließ. Bald wurde Heinze von der Universität auch zu ihrem Vertreter in der ersten sächsischen Kammer gewählt, und hier fand er nun Gelegenheit, sich unmittelbar an gesetzgeberischen Arbeiten, insbesondere an denen zur Revision der sächsischen Strafprozeßordnung sowie zur Einführung der Geschworenen- und Schöffengerichte im Königreich Sachsen, wobei er als Referent fungierte, zu beteiligen. Vgl. dazu seinen Aufsatz: „Mitteilungen aus den sächsischen Entwürfen und Kammerverhandlungen über Einführung der Jury und der Schöffengerichte" in Goltdammers Archiv 1868. — Unterdes war im neugegründeten Norddeutschen Bund eine größere Aufgabe, die Herstellung eines einheitlichen deutschen Strafrechts in Angriff genommen worden. Bereits als Vorarbeit hierfür hatte Heinze seinen Aufsatz über Verbrechen gegen fremde Gemeinwesen ꝛc. (Ger.-Saal 1869) bezeichnet. Als dann im gleichen Jahre der Entwurf zu einem Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund selbst erschienen war, erachtete er es alsbald als seine Aufgabe, mit seinem kritischen Urteil zu einer den Anforderungen der Wissenschaft und dem Bedürfnis des Bundes wie der Einzelstaaten entsprechenden Ausgestaltung des nationalen Werkes beizutragen. In seinen „staatsrechtlichen und strafrechtlichen Erörterungen zu dem amtlichen Entwurfe eines St.-G.-Bs. für den Norddeutschen Bund" (Leipzig 1870) wies er insbesondere auf die durch die staatsrechtlichen Verhältnisse des Norddeutschen Bundes bedingten neuen Aufgaben der

Strafgesetzgebung hin, welchen in dem lediglich nach dem Muster der bisherigen einzelstaatlichen Gesetzbücher gearbeiteten Entwurfe nur wenig Rechnung getragen war. Weitere kritische Bedenken äußerte er in der Schrift „zum revidierten Entwurf eines St.-G.-Bs. für den Norddeutschen Bund" (Leipzig 1870). Aus diesen kritischen Arbeiten erwuchs dann die Monographie „Das Verhältnis des Reichsstrafrechts zu dem Landesstrafrecht" (Leipzig 1871), auf strafrechtlichem Gebiet wohl die bedeutendste Leistung Heinzes, in welcher er die im Gefolge der Gesetzgebung des Reichs neu aufgetauchte Frage der Grenzregulierung zwischen Reichs- und Landesrecht in gründlicher und scharfsinniger Weise erörterte, derart daß die von ihm aufgestellten Grundsätze langehin für maßgebend erachtet wurden. Denselben Gegenstand bearbeitete er auch für v. Holtzendorffs Handbuch des deutschen Strafrechts (1871); auch kam er später noch einmal in einem im Ger.-Saal 1878 erschienenen Aufsatz darauf zurück. In jenem Holtzendorffschen Sammelwerke aber entstammen außerdem noch die Abschnitte über „Strafrechtstheorieen und Strafrechtsprinzip", sowie über den „Wegfall der Strafe" seiner Feder. Die hier dargelegten Ansichten über den Rechtsgrund der Strafe lassen zum Teil noch den Einfluß der Hegelschen Schule erkennen und sind nicht frei von mystischen Elementen; doch erkennt der Verfasser schärfer, als es sonst dort üblich war, das rechtliche Wesen der Strafe in der darin liegenden Rechtsminderung, ohne deren Grund doch, wie es heutzutage wieder vielfach Mode ist, auf lediglich polizeiliche Gesichtspunkte zurückzuführen. Auch sonst verhielt sich Heinze alle Zeit ablehnend gegen Auffassungen und Tendenzen, die darauf zielten, die Strafe zum bloßen Polizeiinstitut herabzudrücken, wie solche später besonders in der 1889 gegründeten „Internationalen kriminalistischen Vereinigung" hervorgetreten sind. Dieser Zeit gehört endlich noch ein Aufsatz an über „Mittel und Aufgaben unserer Universitätsbibliotheken" in der Tübinger Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften 1870. — Im Jahre 1870 hatte Heinze eine Berufung an das hanseatische Oberappellationsgericht in Lübeck abgelehnt; dagegen nahm er zwei Jahre später, hauptsächlich infolge von Differenzen, in die er bei Beratung des Universitätsetats in der 1. Kammer mit dem damaligen sächsischen Kultusminister v. Gerber, seinem früheren Leipziger Kollegen, geraten war, einen Ruf an die Universität Tübingen an. Bevor er indes dorthin übersiedelte, wurde er unter Ernennung zum großherzoglich badischen Geheimen Rat als Nachfolger Emil Herrmanns auf den Lehrstuhl für

Strafrecht, Strafprozeß und Kirchenrecht an die Universität Heidelberg berufen. Es gelang ihm, die für Tübingen bereits eingegangene Verbindlichkeit wieder zu lösen, und so ist er denn unter Ablehnung eines 1875 an ihn gelangten Rufes nach Wien 23 Jahre lang, von Ostern 1873 bis zu seinem 1896 erfolgten Tode, als viel und gern gehörter akademischer Lehrer in Heidelberg tätig gewesen. — Schriftstellerisch wandte sich Heinze nun zunächst, veranlaßt durch die im Jahre 1874 dem Reichstag vorgelegten Entwürfe einer St.-P.-O. und eines G.-V.-Gs. für das Deutsche Reich, wieder mehr dem Strafprozesse zu. Als „Beitrag zur Kritik" dieser Entwürfe erschienen von ihm „Strafprozessuale Erörterungen" (Stuttgart 1875), und als Ergänzung hierzu ein Aufsatz in Goltdammers Archiv 1875. Im Anschluß an diese kritischen Studien schrieb er im folgenden Jahre zwei Abhandlungen, die sich mit der Natur und den Grundprinzipien des Strafprozesses überhaupt beschäftigten: „Zur Physiologie des Strafprozesses" (Gerichts-Saal 1876) und „Dispositionsprinzip und Offizialprinzip; Verhandlungsform und Untersuchungsform, insbes. im St.-P." (Goltd. Arch. 1876). Die in Heidelberg neu übernommene Vertretung des Kirchenrechts förderte in demselben Jahre auch eine kirchenrechtliche Arbeit zutage: „Das Lehramt in der kath. Kirche und der päpstliche primatus ordinis" (Grünhuts Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart 1876), worin der päpstlichen Infallibilität eine juristische Konstruktion zu geben versucht wurde. Zum Strafrecht zurück führte dann eine Abhandlung über „Die Straflosigkeit parlamentarischer Rechtsverletzungen und die Aufgabe der Reichsgesetzgebung" (Stuttgart 1879), worin sich der Verfasser in Anlaß eines damals dem Bundesrat vorgelegten Gesetzentwurfs, betr. die Strafgewalt des Reichstags über seine Mitglieder, für Beseitigung der Straflosigkeit wahrheitsgetreuer Berichte über Reichstags- und Landtagsverhandlungen aussprach. Auch die weiteren strafrechtlichen Arbeiten Heinzes waren durch besondere Anlässe hervorgerufen. Für den 4. internationalen Gefängniskongreß zu St. Petersburg verfaßte er ein Gutachten in französischer Sprache über die strafrechtliche Behandlung der Trunkenheit (Rapport: de quelle façon l'ivresse peut être envisagée dans la législation pénale, abgedruckt in den Travaux préparatoires des Kongresses, St. Petersburg 1890), in welchem er, nach einem Überblick über die historische Entwicklung und den gegenwärtigen Rechtszustand, für die Trunkenheit als solche unter gewissen Voraussetzungen besondere Strafbestimmungen forderte, die in

der Trunkenheit begangenen Rechtsverletzungen dagegen auf Grund eingehender Analyse der verschiedenen Trunkenheitsstadien den allgemeinen strafrechtlichen Grundsätzen über Zurechnung und Zurechnungsfähigkeit unterstellte. Die letzte Arbeit seines Lebens endlich war sein Beitrag zu der Festgabe, welche die Mitglieder der Heidelberger Juristenfakultät zum 70. Geburtstag des Großherzogs Friedrich von Baden darzubringen beschlossen hatten: „Universelle und partikuläre Strafrechtspflege" (Heidelberg 1896). Auf Grund einer von ihm aufgestellten Scheidung der Rechtsnormen in sog. partikuläre und sog. universelle, d. h. in solche, die, von den einzelnen Staaten geschaffen, je nur für diese gelten, und solche, die über den einzelnen Staaten und Nationen stehend für die ganze civilisierte Menschheit verbindlich sein sollen, suchte er den Satz zu begründen, daß bei Verletzung solcher universeller Normen alle civilisierten Staaten gleichmäßig zur Bestrafung berufen seien (Prinzip der sog. Weltrechtspflege); wogegen freilich eingewendet werden muß, daß es derartige universelle Normen in Wirklichkeit nicht gibt. Die Adresse an den Verleger auf der eben fertiggestellten Arbeit waren die letzten Zeilen, die er, schon auf dem Sterbelager, mit zitternder Hand niederschrieb; erschienen ist sie erst, nachdem er am 18. Mai 1896 die Augen geschlossen. In seinem Nachlasse fanden sich umfangreiche Vorarbeiten zu einem rechtsphilosophischen Werke, mit dem er sich die letzten Jahrzehnte seines Lebens getragen hatte. — Im Jahre 1883/84 hatte Heinze das Prorektorat der Ruperto-Carola bekleidet; in seiner bei der akademischen Preisverteilung am 22. November gehaltenen Festrede über „Heidelberger Universitätsjubiläen" (erschienen 1884) schilderte er, gewissermaßen als Prolog zu der bevorstehenden 500jährigen Jubelfeier, die früheren Centenarfeiern der Hochschule. — Auch außerhalb seines Berufs hat Heinze zu allen Zeiten den öffentlichen Angelegenheiten, insbesondere den Interessen des Vaterlandes die lebhafteste Aufmerksamkeit gewidmet und betätigt, wie zahlreiche, zum Teil anonym erschienene Aufsätze in der Augsburger, später Münchener „Allg. Zeitung" sowie in der Wiener „N. Fr. Presse" bezeugen. Er war Mitglied des Heidelberger Bürgerausschusses, des ev. Kirchengemeinderats, der badischen Generalsynode, längere Jahre hindurch auch Vorsitzender der akademischen Krankenhauskommission. Warmen Anteil nahm er vor allem an der Erhaltung des Deutschtums im Auslande. Der Allgemeine Deutsche Schulverein, zu dessen eifrigsten Freunden er gehörte, ernannte ihn an seinem 70. Geburtstag zu seinem Ehrenmitglied. In Betätigung dieser

patriotischen Gesinnung, mit tapferem Mute der Pflicht gehorchend, die, wie er sagte, über dem Belieben stehe, ergriff er im Jahre 1882 das Wort gegen die Vergewaltigungen, denen er das deutsche Volkstum in Ungarn und Siebenbürgen seitens der dortigen Machthaber ausgesetzt sah. Seine Schrift Hungarica, die er selbst auf dem Titel „eine Anklageschrift" nannte (Freiburg und Tübingen 1882), sollte die Aufmerksamkeit des Mutterlandes auf die dort gefährdeten eigenen Interessen hinlenken und den in ihren Rechten und ihrer Nationalität bedrohten Volksgenossen nach Möglichkeit Erleichterung und Hilfe schaffen. Die ungarische Regierung sah sich zu einer offiziösen Gegenschrift: „Dr. Heinzes Anklageschrift Hungarica im Lichte der Wahrheit" (Preßburg und Leipzig 1882) veranlaßt, durch welche seine Angaben als unrichtig dargetan werden sollten, wogegen dann ein ungenannter Gesinnungsgenosse Heinzes wieder replizierte in der Schrift „Deutsche Wahrheiten und magyarische Entstellungen" (Leipzig 1882). Sachlich ist durch diesen Streit freilich nichts gebessert und nur dies erreicht worden, daß der Mut besonders der Siebenbürger Sachsen, ihre Entschlossenheit, in dem Kampfe um ihr Deutschtum nicht nachzulassen, mächtig gehoben und gestärkt wurde. Von allen Seiten kamen Heinze aus Siebenbürgen Ausdrücke des Dankes und Zeichen der Verehrung entgegen. Der Nachruf, den das Siebenbürgisch-deutsche Tageblatt in der Nummer vom 23. Mai 1896 seinem Andenken widmete, schloß mit den warm empfundenen Worten, die auch den Schluß dieser Lebensskizze bilden mögen: „Die deutsche Wissenschaft hat in ihm einen tüchtigen Gelehrten hohen Rufes verloren, die Wahrheit einen tapferen Verteidiger, wir einen Freund, dessen Name mit unseren harten Kämpfen für unsere Eigenart für immer verbunden bleibt".

R. Loening.

Adolf Helbling

wurde am 15. September 1824 in Buchen geboren, durchlief im Lyceum zu Karlsruhe die Klassen Unterquarta und Unterquinta (älterer Ordnung) und widmete sich sodann dem Baufach. In der polytechnischen Schule besuchte er die vorgeschriebenen Kurse in den mathematischen Klassen und in der Bauschule. Vor Eintritt in diese bestand er das Abiturientenexamen. Demnächst erwarb er sich auf dem Bureau des Professors Eisenlohr (Bad. Biogr. I. 220 ff.) für Hochbauten der badischen Eisenbahn theoretische und praktische Kenntnisse und besuchte hierauf im Winter-

halbjahr 1848/49 die Bauakademie in München. Im September 1850 ward Helbling, nachdem er die Staatsprüfung bestanden hatte, unter die Zahl der Baupraktikanten aufgenommen. Im Jahre 1855 wurde ihm aus dem Fonds für Künste und Wissenschaften eine Unterstützung zu einer Reise nach Italien bewilligt, wozu er im April d. J. einen einjährigen Urlaub erhielt. Nach seiner Rückkehr wurde Helbling als Gehilfe an der Bezirksbauinspektion Karlsruhe beschäftigt und als Bauaufseher bei den Herstellungen an der Schloßkirche und an dem Speichergebäude in Pforzheim verwendet. Im Jahre 1858 wurde Helbling bei der Eisenbahn-Hochbauinspektion unter Leitung des Baurats Küentzle bei dem Bau der Bahn von Durlach nach Mühlacker beschäftigt. Im Jahre 1859 wurde er zum provisorischen Vorstand der Eisenbahn-Hochbauinspektion Karlsruhe ernannt und im Juli 1860 mit Verlegung dieser Inspektion nach Pforzheim dorthin versetzt. Der Direktor des Wasser- und Straßenbaues F. J. Baer (Bad. Biogr. IV, 518) erteilte Helbling im April 1861 das Zeugnis, daß er neben den schönsten Kenntnissen im Bausache einen unermüdlichen Fleiß und Geschäftstüchtigkeit bekundet habe. Im Mai 1861 wurde er nach Heidelberg zur Leitung der dort für die Strecke Heidelberg-Mosbach zu errichtenden Hochbauinspektion versetzt. Im März 1862 wurde Helbling die Staatsdienereigenschaft mit dem Charakter als Bauinspektor verliehen; gleichzeitig erfolgte die definitive Ernennung zum Vorstand der Eisenbahn-Hochbauinspektion Heidelberg, deren Sitz 1863 nach Mosbach verlegt wurde. 1864 erhielt er Urlaub zur Besichtigung der Hochbauten einiger norddeutschen Eisenbahnen auf Staatskosten. Im Oktober 1867 wurde er mit dem Titel Baurat zum technischen Rat bei der Direktion der Verkehrsanstalten ernannt. Im Jahre 1872 erhielt er den Auftrag zur Ausführung des Gebäudes der Generaldirektion der Staatseisenbahnen auf dem Friedrichsplatz in Karlsruhe und des Personenbahnhofes in Mannheim. Helbling war stets ein stiller, etwas verschlossener, bescheidener und anspruchsloser Mann, der sich nie in den Vordergrund drängte. Mit diesen beiden Bauten hat er aber Werke geschaffen, die seinem Namen für immer einen Ehrenplatz unter den badischen Architekten sichern werden. Bei der Neuorganisation der Generaldirektion der Staatseisenbahnen im September 1876 wurde Helbling zum Vorstand der hochbautechnischen Bureaus ernannt. Nachdem er im Mai 1877 durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen ausgezeichnet worden war, wurde Helbling im Oktober 1878 zum Vorstand der Baudirektion er-

nannt, erhielt 1880 die Ernennung zum Oberbaurat, 1883 zum Baudirektor und wurde im Februar 1887 auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt. Helbling starb in Karlsruhe am 14. August 1897. (Nach den Personalakten im Großherzoglichen Finanzministerium.)

v. Weech.

Gustav Helm,

als Schriftsteller unter dem Namen „Palatinus" bekannt, ist am 16. Juni 1861 als Sohn des Kaufmanns Theodor Helm in Bensheim an der hessischen Bergstraße geboren, woselbst er, wie seine vier Brüder, mit bestem Erfolge das Gymnasium absolvierte. Während drei Brüder Rechtswissenschaft, ein Bruder Philologie studierten, hatte er schon frühe die Absicht, sich dem Priesterstande zu widmen und besuchte zunächst das bischöfliche Seminar in Eichstätt, an welchem damals die Professoren Pruner, Schneid und Stöckl mit großem Erfolge wirkten. Insbesondere die philosophischen Vorträge von Schneid veranlaßten den jungen Studenten zur Nachforschung über verschiedene philosophische Probleme, deren Durcharbeitung im privaten Studium und in gegenseitiger Aussprache mit Lehrern und Kollegen ihm frühzeitig Selbständigkeit und Sicherheit des Denkens verlieh und so die Grundlage zu seiner späteren schriftstellerischen Tätigkeit legte. Das zweite und dritte Studienjahr verbrachte Helm an der Universität Würzburg, wo er sein theologisches Schlußexamen mit Auszeichnung bestand. Hettingers Vorträge in Würzburg, die einen unvergleichlichen Eindruck auf seine Hörer machten, bewirkten bei Helm eine tiefgegründete, innige Liebe zu seiner Kirche, die durch sein ganzes Leben der Mittelpunkt seines Denkens und Handelns war. Im Herbst 1883 bezog Helm das Priesterseminar zu St. Peter bei Freiburg und empfing daselbst 1884 durch Erzbischof Orbin die Priesterweihe. Die erste Anstellung am erzbischöflichen Knabenseminar in Tauberbischofsheim mußte er alsbald wieder aufgeben, da ein schwerer Gelenkrheumatismus, wie ein solcher schon den Studenten in Eichstätt befallen hatte, sich wieder einstellte. In seiner zweiten Stelle als Hauskaplan am St. Vincentiushaus in Karlsruhe fand er Zeit, seine literarische Tätigkeit, die er mit der Schrift „Zur Salzburger Universitätsfrage" glücklich begonnen hatte, wieder aufzunehmen. Es folgten 1885 „Die hohen Schulen im Mittelalter" und 1886 „Heidelberg und seine Universität". Letztere Schrift wurde nicht mehr in Karlsruhe vollendet. Bereits war

Helm als Vikar nach Ziegelhausen bei Heidelberg gekommen, wo er die Schätze der Heidelberger Bibliothek reichlich zu benützen Gelegenheit hatte. Nachdem er zwei Jahre als Vikar und zwei Jahre als Pfarrverweser in Ziegelhausen gewirkt hatte, wurde er auf wiederholtes Bitten der Gemeinde im Jahre 1890 von Großherzog Friedrich zum Pfarrer in Ziegelhausen ernannt und kirchlich investiert. Als Pfarrer hat Helm eine erstaunliche Tätigkeit entfaltet; in fester Stellung, in Kenntnis der Verhältnisse der Gemeinde konnte er alsbald mit Arbeiten und Plänen beginnen, deren Ausführung lange Zeit und schwere Opfer verlangte. Er veranlaßte eine Niederlassung der Niederbronner Schwestern, sorgte für regelmäßige Pflege der Kranken und baute das St. Josephshaus zur Aufnahme der Schwestern und einer von ihm ins Leben gerufenen Kinderschule. Die Kosten des Hauses im Betrage von ungefähr 30 000 Mark, die er nicht aus Stiftungen und Fonds schöpfen konnte, brachte er durch eigene private Sammlungen auf, welche er in Baden, insbesondere aber auch in den Rheinlanden und in Westfalen veranstaltete. Auch der verstorbene Prinz Wilhelm von Baden empfing den Pfarrer von Ziegelhausen wiederholt gelegentlich solcher Sammlungen und hat mit ihm jeweils gerne die sozialen Verhältnisse besprochen. In dem Filialorte Petersthal baute Helm das Marienhaus, eröffnete auch hier eine Kinderschule und veranlaßte eine Niederlassung von Niederbronner Schwestern. Schließlich baute er noch in Petersthal ein romanisches Kirchlein mit Überwindung aller Schwierigkeiten, die sich dem Bau entgegenstellten. In seiner Anmut und Lieblichkeit übt das Kirchlein am stillen Waldsaum auf alle Besucher von Petersthal einen wunderbaren Zauber aus. Auch die Kosten dieses Kirchleins mit dem inneren Schmuck im Betrage von ungefähr 50 000 Mark hat der Pfarrer lediglich durch private Sammlungen aufgebracht. Seine Verbindungen mit Reichensperger in Köln, Lingens in Aachen, Graf Stolberg in Münster veranlaßten immer weitere Bekanntschaften, die ihm nicht nur hohen geistigen Genuß brachten, sondern auch ausreichende Mittel für seine Bauten eintrugen. Durch sein opfervolles Wirken, durch die Gewalt und Schönheit der Sprache, durch seine hinreißende Beredsamkeit und durch seine ganze ideale Persönlichkeit hatte sich Helm eine ganz seltene, eigenartige Anhänglichkeit und Verehrung bei seinen Pfarrkindern erworben; er war der treue Berater derselben in allen Anliegen, und die Kranken, Armen und Verlassenen hatten keinen besseren Freund als ihren Pfarrer. Neben seiner Wirksamkeit als Seelsorger blieb Helm

fortwährend schriftstellerisch tätig. Monatlich veröffentlichte er in Zeitschriften und Zeitungen Artikel kulturhistorischen und politischen Inhalts. Die Generalversammlungen der deutschen Katholiken besuchte er alljährlich regelmäßig. Windthorst regte in ihm den Gedanken an, die Geschichte der Generalversammlungen der deutschen Katholiken zu schreiben, und August Reichensperger bestärkte und förderte ihn in diesem Vorhaben. Mit Eifer und Liebe widmete er sich dieser Arbeit und ließ 1893 „Die Entstehung der Generalversammlungen und ihre erste grundlegende zu Mainz im Jahre 1848" erscheinen. Diese Schrift wurde in katholischen Kreisen mit großem Beifall aufgenommen, und 1896 erschien die zweite Auflage derselben. 1897 veröffentlichte Helm „Erinnerungen aus schwerer Zeit, ein Beitrag zur Entwicklung der Schulfrage in Preußen". Den Auftrag, ein Lebensbild des Philosophen Stöckl, seines ehemaligen Lehrers, zu schreiben, konnte Helm nicht mehr ausführen; ebenso blieben seine Studien über Leben und Wirken des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg unvollendet; reichliches Material hatte er zu dieser Arbeit in der Heimat des Grafen Stolberg gesammelt. Als Schriftsteller zeichnete sich Helm durch eine ruhige, sachliche und vornehme Darstellung aus. Im Winter 1898/99 wurde Helm von einem schweren Typhus mit ernsten Folgekrankheiten heimgesucht; er erholte sich nochmals und konnte im Mai 1900 eine Reise nach Rom machen, welche seine schon erlahmende Kraft neu zu beleben schien; doch der Todeskeim saß ihm bereits im Herzen. Philosophische Fragen über Ewigkeit, Zustand der Seele nach der Trennung vom Leibe beschäftigten ihn im Sommer 1900 viel. Am 14. Oktober 1900 begann eine abermalige schwere Krankheit; die längst gefürchtete Herzhautentzündung brachte ihm vier Monate lang beinahe unerträgliche Schmerzen. Am Morgen des 14. Februar 1901 war das Opfer seines Lebens vollendet, und als das Glöcklein während der heiligen Messe läutete, wurde der Pfarrer des Orts in die Ewigkeit abberufen.

Dr. A. Baumeister.

Karl Helm,

Direktor der Großherzoglich Badischen Amortisationskasse, geboren 27. Juli 1825 zu Neckarwimmersbach (Baden), als Sohn eines Pfarrers, gestorben 3. Dezember 1899 in Karlsruhe. Nach Vollendung seiner Studien wurde Helm 1849 als Kameralpraktikant rezipiert, 1860 zum Domänenver-

walter in Bühl, im gleichen Jahre als kameralistisches Mitglied in den Evangelischen Oberkirchenrat berufen und zum Assessor, 1864 zum Oberkirchenrat ernannt. Im Jahre 1869 wurde er Direktor der Amortisations- und Eisenbahn-Schuldentilgungskasse und hatte diese wichtige, arbeits- und verantwortungsreiche Stelle nahezu ein Vierteljahrhundert inne. Die ausgezeichnete Verwaltung des ihm anvertrauten Postens, die er mit ebenso großer Gewissenhaftigkeit als geschäftlicher Umsicht handhabte, sichert seinem Namen in der Geschichte des badischen Finanzwesens eine ehrenvolle Stelle. Als Mensch genoß Helm durch seine vortrefflichen Charaktereigenschaften und die Humanität seiner Gesinnung die allgemeine Achtung. (Karlsruher Zeitung 1899 Nr. 336.)

v. Weech.

Hermann von Helmholtz.

Hermann Helmholtz wurde am 31. August 1821 in Potsdam als Sohn des Gymnasialoberlehrers August Helmholtz und seiner Frau Karoline, geb. Peime, welche mütterlicherseits aus einer Refugié-Familie Sauvage stammte, geboren. Schon auf dem Gymnasium gab sich seine Neigung zu den Naturwissenschaften zu erkennen, indem er in der Mußezeit die in der Bibliothek seines Vaters vorhandenen Lehrbücher der Physik studierte und mit den einfachsten Hilfsmitteln allerhand Experimente im Hause anstellte. In einfachen und bescheidenen Verhältnissen erzogen, war er genötigt, die Medizin als Brotstudium zu ergreifen und trat im Jahre 1838 in das militärärztliche Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin als Eleve ein. Auf der Universität übte auf ihn insbesondere der berühmte Anatom und Physiologe Johannes Müller einen bestimmenden Einfluß aus. Hier kam er in Berührung mit gleichstrebenden Studiengenossen und Freunden, E. du Bois-Reymond, Ernst Brücke, Karl Ludwig und Rudolph Virchow. Nachdem Helmholtz nach Beendigung seiner Studien fünf Jahre als Militärarzt in Potsdam fungiert hatte, erhielt er im Herbst 1848 eine Anstellung als Lehrer an der Berliner Kunstakademie und wurde infolge seiner hervorragenden Leistungen im Juli 1849 zum außerordentlichen Professor der Physiologie und allgemeinen Pathologie in Königsberg ernannt, woselbst er im Jahre 1852 zum ordentlichen Professor befördert wurde. Vom Herbst 1855 bis zum Herbst 1858 lebte Helmholtz in Bonn als ordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie und wurde von dort als Physiologe nach Heidelberg berufen,

wo er bis Ostern 1871 wirkte. Zu diesem Zeitpunkt siedelte er als Professor der Physik nach Berlin über und übernahm im Jahre 1888 die Leitung der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Charlottenburg. Hierselbst schied er am 8. September 1894 aus dem Leben, nachdem sich schon 1893 bei der Rückkehr von einer Reise zur Weltausstellung in Chicago bedrohliche Krankheitserscheinungen bei ihm gezeigt hatten.

Schon vor der Berufung nach Heidelberg hatte Helmholtz eine große Reihe ausgezeichneter Arbeiten veröffentlicht. Seine ersten Untersuchungen bewegten sich auf dem Gebiete der Nerven- und Muskelphysiologie. Aber sehr früh zeigte sich sein in das Wesen der Naturprozesse tief eindringender Geist in der Aufstellung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, das, erst allmählich anerkannt, eine Umwälzung in den Naturwissenschaften herbeiführen sollte. Dieses Gesetz bedeutet im Prinzip, daß nirgends in der toten oder lebenden Natur Kraft oder, besser gesagt, Energie von selbst entsteht oder vernichtet wird, sondern daß alle Naturerscheinungen auf einer Umwandlung der Energieformen ineinander nach bestimmten Maßverhältnissen beruhen. Dieses Gesetz ist zur Richtschnur aller physikalischen, chemischen und physiologischen Untersuchung geworden. In der Physiologie stürzte es vollends die alte Lehre von der Lebenskraft. Mit einem Schlage wurde der Name Helmholtz berühmt durch die Erfindung des Augenspiegels im Jahre 1851. Dieses Instrument gestattet bekanntlich einen Einblick in das Innere des Augapfels bis zur Netzhaut und ist zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel der Augenheilkunde geworden. Vorher, pflegte der bedeutende Augenarzt Graefe zu sagen, waren nicht nur die Kranken, sondern auch Augenärzte blind; denn sie konnten nicht sehen, was in dem erkrankten Auge vorgegangen war. Durch diese Erfindung ist Helmholtz zu einem Wohltäter der Menschheit geworden, und viele Tausende verdanken ihm hierdurch die Wiedergabe der Sehkraft. Andere Arbeiten von Helmholtz, welche er in Königsberg und Bonn vollendete, beschäftigten sich mit der Geschwindigkeit der Nervenprozesse, mit der Dauer und dem Verlauf der Induktionsströme, und dann wandte sich das Interesse von Helmholtz namentlich optischen und akustischen Untersuchungen zu. Es erschienen Arbeiten über eine Theorie der Farbenempfindung, die sich an die ältere Theorie von Th. Young anschloß, nach welcher Helmholtz drei verschiedene Sehnervenfasern für die Empfindung dreier Grundfarben (Rot, Grün, Violett) annahm. Er untersuchte ferner die Akkomodation des Auges, d. h. die Einstellung desselben auf Gegenstände in verschiedener Entfernung, und erklärte die Zunahme der Linsen-

krümmung beim Sehen in die Nähe. Seine akustischen Untersuchungen bezogen sich auf die physikalische Entstehung der Kombinationstöne, und dann ging er dazu über, die Klänge der verschiedenen Instrumente und der menschlichen Stimme und Sprache zu analysieren. Mit solchen Aufgaben beschäftigt, zog Helmholtz im Herbst 1858 in Heidelberg ein, um dort das Lehramt für Physiologie zu übernehmen, das vorher von dem Anatomen Friedrich Arnold bekleidet worden war. Es bestand bis dahin in Heidelberg ein besonderes physiologisches Institut nicht, und es wurde daher für Helmholtz ein provisorisches Institut in einem Gebäude der westlichen Hauptstraße, dem „Riesen", eingerichtet. Inzwischen wurde gegenüber demselben der „Friedrichsbau" errichtet und nach Vollendung desselben das physiologische Institut zugleich mit einer Amtswohnung für den Direktor in dem ersten Stock des Gebäudes untergebracht. Diese Räume wurden später dem physikalischen Institut zugeteilt, nachdem das neue physiologische Institut in der Akademiestraße unter W. Kühne erbaut war. Das Institut bestand damals aus einem Direktorzimmer, an welches zwei zu akustischen und optischen Versuchen bestimmte Zimmer anstießen, aus einem etwas größeren, allgemeinen Arbeitsraume, einem Assistentenzimmer, einer kleinen chemischen Küche und einem bescheidenen Auditorium. In diesen Räumen entfaltete Helmholtz eine emsige und in hohem Maße fruchtbringende Tätigkeit als Forscher und Lehrer. — Seine akustischen Studien faßte Helmholtz im Jahre 1862 in einem Werke „Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik" zusammen, welches epochemachend auf dem Gebiete der physikalischen und physiologischen Akustik, sowie auf dem Gebiete der Musiktheorie gewesen ist. Von diesem Werke sind mehrere Auflagen mit erheblichen Zusätzen und Erweiterungen erschienen. Es ist darin eine umfassende Darstellung des Gegenstandes in gemeinverständlicher Form, zugleich aber auch mit strengeren mathematischen Beweisen in angefügten Beilagen, enthalten. Ausgehend von den Schwingungen der tönenden Körper und der Luft, wird die Zusammensetzung eines Klanges aus einem Grundtone und einer Reihe harmonischer Obertöne bewiesen. Mit Hilfe der von Helmholtz erfundenen Resonatoren kann man jeden Klang in seine einfachen Töne zerlegen. Es läßt sich zeigen, daß die Klangfarbe der verschiedenen musikalischen Instrumente und ebenso der menschlichen Stimme nur auf der Gegenwart verschiedener Obertöne in wechselnder Stärke beruht. Die Vokale der menschlichen Sprache sind nach diesen Untersuchungen nichts anderes als Klänge,

deren Grund- und Obertöne im Kehlkopf erzeugt werden und durch die entsprechenden Formen der Mundhöhle eine Verstärkung durch Resonanz erfahren. Eine befriedigende Theorie der Sprachlaute wird hier zum ersten Male entwickelt. Es kam nun ferner darauf an, den Vorgang des Hörens durch die Mechanik unseres Gehörorgans zu erklären. Auch hierin haben die Untersuchungen von Helmholtz einen wichtigen Fortschritt gebracht. Das Trommelfell und die Gehörknöchelchen wurden als schalleitende Apparate von großer Präzision erkannt, welche durch ihre eigentümliche Gestaltung und Feinheit befähigt sind, Töne und Klänge innerhalb einer weiten Skala in Höhe und Tiefe dem inneren Ohre zuzuführen. Das tiefste Geheimnis waltete aber bis dahin über der Tätigkeit des inneren Ohres, welches man wegen seines komplizierten Baues das „Labyrinth" genannt hatte. Die Helmholtzschen Untersuchungen haben auch hier Licht geschafft. In die Höhlen des Labyrinths, welche mit Flüssigkeit gefüllt sind, versenkt sich der Hörnerv mit seinen feinsten Fasern und steht in der Schnecke in Verbindung mit einem aus Membranen und Zellen zusammengesetzten Organ (Cortisches Organ), welches einer Klaviatur mit Saiten und Tasten ähnlich sieht. Nach der Helmholtzschen Resonanztheorie spielt gewissermaßen der zugeleitete Schall auf dieser Klaviatur wie ein geschickter Klavierspieler vermöge des Gesetzes der Resonanz, indem er diejenigen Tasten anschlägt, welche auf die einzelnen einfachen Töne einer zusammengesetzten Klangmasse abgestimmt sind. Unklar war ferner bis dahin die Ursache der Konsonanz und Dissonanz, der Harmonie und Disharmonie der Töne und Klänge. Helmholtz führte die Dissonanz zurück auf die Entstehung von Schwebungen in der Stärke des Tones, welche auf unser Ohr einen unangenehmen Eindruck der Rauhigkeit machen, ähnlich wie ein flackerndes Licht unserem Auge unbehaglich vorkommt. Die Konsonanz, welche mehr oder weniger frei von solchen Rauhigkeiten in der Empfindung ist, macht auf das Ohr einen wohltuenden Eindruck durch den gleichmäßigen Fluß der kombinierten Wellen, und der Übergang von vollkommener Konsonanz bis zur entstehenden Dissonanz erzeugt die charakteristische Tonempfindung der verschiedenen Zusammenklänge.

Im Jahre 1867 wurde das „Handbuch der physiologischen Optik" abgeschlossen, dessen erste Abteilung schon 1856 erschienen war. In diesem umfassenden Werke ist die ganze Lehre vom Gesichtssinn nach physikalischer und physiologischer Richtung historisch und experimentell in meisterhafter Weise abgehandelt. Man findet darin auch die

wichtigsten Untersuchungen von Helmholtz auf diesem Gebiete dargestellt, welche einen so erheblichen Fortschritt in diesem herbeigeführt haben. Hierzu gehört die Ausmessung des lebenden Auges mit Hilfe des von ihm konstruierten Ophthalmometers, eines Instruments, das auch der Ophthalmologie wichtige Dienste leistet. In der Dioptrik des Auges finden wir die Untersuchungen über Akkommodation des Auges und die Konstruktion des Augenspiegels, die wir schon oben erwähnt haben, vor. Es folgt die Lehre von den Gesichtsempfindungen, welche die spezifische Energie des Sehnerven, auf jede Regung immer nur Lichtempfindung hervorzurufen, die Eigenschaften der Netzhaut behandelt und sich dann vornehmlich mit der Farbenempfindung beschäftigt. Hier ist eine ausführliche Darstellung der sog. Young-Helmholtzschen Farbentheorie gegegeben, die wir schon oben kurz erwähnt haben. Erst hier kommt die richtige Methode der Farbenmischung zur Anwendung gegenüber den bis dahin vielfach benutzten ungenauen Methoden. Es wird auf diese Weise das Gesetz der komplementären Farbenpaare festgestellt und darauf die Lehre von den Grundfarben und ihren entsprechenden farbenempfindlichen Elementen der Netzhaut und Fasern des Sehnerven aufgebaut. Eine große Fülle von Erscheinungen läßt sich nach dieser Theorie zusammenfassen und erklären. Die Farbenblindheit erfährt hierdurch zum ersten Male eine befriedigende Deutung. Es schließen sich daran die Beobachtungen über Nachbilder, über die Kontrasterscheinungen, welche viele Bereicherungen empfangen. Sehr wichtig ist die Bearbeitung der Augenbewegungen in diesem Werke, in welcher die Listingschen Gesetze derselben bewiesen und genau mathematisch abgeleitet werden. Das Sehen mit beiden Augen, die Lehre von den identischen Netzhautstellen und vom Horopter wird mit großer Ausführlichkeit und Gründlichkeit abgehandelt. Einen wichtigen Abschnitt bilden ferner die Untersuchungen über die Tiefenwahrnehmungen des Raumes und das körperliche Sehen. Dies alles gibt die Grundlage für die von Helmholtz vertretene empiristische Theorie des Sehens, nach welcher erst durch die Erfahrung die Wahrnehmung der Außenwelt und die Raumanschauung erworben wird. Alle Stellen der Netzhaut erhalten dadurch gewissermaßen „Lokalzeichen", welche den verschiedenen Stellen des Gesichtsfeldes entsprechen. Beim Sehen mit beiden Augen wird ebenfalls vermöge der Erfahrung durch Kombination der Lokalzeichen und des Gefühls unserer Augenmuskeln die Raumanschauung gewonnen. Diese Vorgänge lassen sich nach Helmholtz nicht aus rein anatomisch-physiologischen Anordnungen der Nervenelemente in der Netzhaut und im Gehirn

allein ableiten, obwohl die Bedingungen hierzu in einer solchen Anordnung gegeben sein können, sondern bedürfen zu ihrem Zustandekommen gewisser rein psychologischer Voraussetzungen. Die nativistische Theorie dagegen sucht, ohne den physiologischen Vorgang der Erfahrung zu Hilfe zu nehmen, die Gesichtswahrnehmungen im Raume durch angeborene Lokalzeichen der Netzhaut nach gegebenen anatomisch-physiologischen Anordnungen zu erklären. Der Streit zwischen diesen beiden Theorien hat sich bis zur Gegenwart fortgesetzt. Außer mit diesen Arbeiten über die Sinne beschäftigte sich Helmholtz aber noch mit Versuchen über Muskel- und Nerventätigkeit in erfolgreicher Weise. Hierhin gehören seine Beobachtungen über das „Muskelgeräusch“ (1862) und den „Muskelton“ (1866), in denen er nachwies, daß bei der Kontraktion sehr schnelle Schwingungen kleinster Teilchen im Muskel stattfinden und daß die Höhe des Muskeltones der Zahl der Reize in der Sekunde entspricht. Bei der willkürlichen Kontraktion sendet hiernach unser Gehirn etwa 16—20 Reize in der Sekunde aus.

Während der Heidelberger Periode trat neben diesen Erfolgen in der Physiologie zugleich bei Helmholtz die beständige Neigung zu physikalischer und mathematischer Untersuchung in glänzender Weise hervor. Schon bei seinem Eintritt in das Heidelberger Lehramt erschien eine mathematisch-physikalische Abhandlung von wunderbarer Vollendung und großer Tragweite, betitelt „Über Integrale der hydrodynamischen Gleichungen, welche den Wirbelbewegungen entsprechen“. Diese Arbeit ist als eine hervorragende Leistung auf dem Felde der analytischen Mechanik anzusehen, offenbar eine Frucht langjährigen Denkens, welches vermutlich schon mit dem Studium der Werke von Euler und Lagrange begonnen hat, die Helmholtz in der Bibliothek der Pépinière (militärärztliche Anstalt in Berlin) vorfand. Euler und Lagrange hatten die mathematischen Gleichungen für das Gleichgewicht und die Bewegung von Flüssigkeiten aufgestellt; aber man konnte mit ihnen nur solche Probleme lösen, bei denen die Reibung keine Rolle spielt. Das Zustandekommen der Wirbelbewegungen in Flüssigkeiten und Gasen kann man aber ohne Reibung nicht erklären. Man beobachtet bekanntlich leicht solche Wirbel, wenn man mit der Spitze eines Löffels in einer trüben Flüssigkeit, z. B. in einer Tasse Kaffee oder einem Teller Suppe, eine schnelle Bewegung ausführt. Wirbel in der Luft kann man sehen, wenn man Ringe von Zigarrenrauch aus dem Munde bläst oder aus der Öffnung eines Papierkästchens herausstößt. Solche Wirbelringe haben die merkwürdigsten

Eigenschaften. Sie verhalten sich wie feste elastische Körper. Sie schreiten mit einer gewissen Geschwindigkeit vorwärts, indem ihre Teilchen immer dieselben bleiben. Zwei hintereinander sich bewegende Wirbelringe wirken in eigentümlicher Weise aufeinander ein, indem der hintere den vorderen einholt, sich zusammenzieht, durch ihn hindurchgeht und sich wieder erweitert, und dieses Spiel wiederholt sich in derselben Weise periodisch. Helmholtz bewies, daß die elektrischen und magnetischen Erscheinungen ganz ähnlichen Gesetzen gehorchen wie die Wirbelbewegungen in Flüssigkeiten. Endlich hat W. Thomson seine Wirbeltheorie der Atome auf diesen Untersuchungen begründet, nach welcher die Atome nichts anderes als unendlich kleine Wirbelringe des Äthers sind. In Heidelberg entstanden im Anschluß hieran noch andere Untersuchungen ähnlicher Art. Dann wendete sich aber Helmholtz mit intensivstem Eifer der Elektrizitätslehre zu, die damals an einem Wendepunkt ihrer Entwicklung stand, nachdem Maxwell eine auf Faradayschen Anschauungen basierende neue Theorie aufgestellt hatte. Diese Arbeiten begannen mit Beobachtungen über elektrische Oscillationen (1869) und setzten sich in zahlreichen theoretischen Abhandlungen fort, die im „Journal für reine und angewandte Mathematik" bis zum Jahre 1874 erschienen. Helmholtz kritisierte in diesen Arbeiten die bis dahin aufgestellten Theorien der Elektrizität und des Magnetismus von Ampère, Fr. Neumann, W. Weber und verglich sie mit der neueren Theorie von Faraday und Maxwell. Schon hieraus ergab sich vieles, was zugunsten der Maxwellschen Theorie sprach, und so bahnten diese Arbeiten den Weg für den großen Fortschritt, welchen später die Entdeckungen von Heinrich Hertz herbeigeführt haben. Nach dieser neueren Lehre ist die Fortbewegung der elektro-magnetischen Kräfte durch den Raum mit der des Lichtes identisch. Helmholtz hat auch während seines Heidelberger Aufenthalts auf dem Gebiete der reinen Mathematik gearbeitet, indem er in einem Aufsatz „Über die Tatsachen, welche der Geometrie zugrunde liegen" (1868) interessante Betrachtungen anstellte. In seinem späteren Vortrage „Die Tatsachen in der Wahrnehmung" hat Helmholtz dieses Thema populärer behandelt. Es wird darin gefolgert, daß die Axiome der Geometrie der Ebene und des dreidimensionalen Raumes nicht, wie Kant meinte, durch transzendentale Anschauung a priori gegeben seien, sondern erst durch Erfahrung erworben werden. Auch wenn der Raum eine Kugelfläche wäre oder eine andere beliebige Gestaltung besäße, würden wir uns in ihm vermöge der Erfahrung durch die Sinne zurechtfinden.

Neben seiner Forschertätigkeit hat Helmholtz in Heidelberg das akademische Lehramt mit Erfolg verwaltet. Er trug daselbst die gesamte Physiologie vor und behandelte die Physiologie der Sinne ausführlicher in einer besonderen Vorlesung. Außerdem hielt er populäre Vorlesungen für Studierende aller Fakultäten über die allgemeinen Ergebnisse der Naturforschung in kosmologischer und anthropologischer Richtung. Er gehörte nicht zu denjenigen akademischen Lehrern, welche durch oratorische Beredsamkeit glänzen; aber sein schlichter und klarer Vortrag verfehlte nicht, auf den Zuhörer einen nachhaltigen Eindruck zu machen, und seine imponierende Persönlichkeit, welche der äußere Ausdruck seiner geistigen Größe war, wirkte mächtig auf den Lernenden ein. Ebenso bedeutend war sein Einfluß auf diejenigen, welche ihm als Schüler im Laboratorium nähertraten. Hier sammelten sich um ihn eine Anzahl jüngerer Physiologen, die unter seiner Anregung arbeiteten, und viele Ophthalmologen des In- und Auslandes kamen nach Heidelberg,. um die Beobachtungsmethode der physiologischen Optik dort zu erlernen. Helmholtz besaß ein ungewöhnliches Geschick im Experimentieren und eine unerschöpfliche Gabe von Ideen und Kunstgriffen, wenn es galt, mechanische Probleme zu lösen und Schwierigkeiten zu überwinden. Dabei entstanden unter seinen Händen aus den einfachsten Hilfsmitteln, aus Kork, Glasstäben, Holzbrettchen, Pappschachteln und dergl. die sinnreichsten Apparate. Wer Helmholtz hat experimentieren sehen, wird die Ruhe und Gelassenheit bewundert haben, die ihn dabei beherrschte und die durch keinerlei Mißgeschick erschüttert werden konnte. Das glückliche Temperament Helmholtz', in welchem sich Ernst und heitere Ruhe paarten, machte ihn auch zum geborenen Experimentator. Hauptsächlich bewegten sich die in seinem Laboratorium ausgeführten Arbeiten auf dem Gebiete der physikalischen Physiologie, der Optik, Akustik und Elektrizitätslehre. Hier arbeiteten die Physiologen Wundt, Sig. Exner, Sig. Mayer, J. Bernstein, die pathologischen Anatomen Zahn und Thoma, der Ophthalmologe Knapp und viele jüngere Physiologen, Ophthalmologen, Physiker und Psychologen.

Bei einem Manne von so umfassender Tätigkeit konnte die geistige und physische Umgebung, in der er lebte, nicht ohne Einwirkung sein. Es war ein glücklicher Griff der badischen Regierung, eine Reihe bedeutender Männer der damaligen Zeit an der Alma mater der Neckarstadt zu vereinigen. Hier erfreute sich Helmholtz des wissenschaftlichen und freundschaftlichen Verkehrs mit den Entdeckern der Spektralanalyse, Bunsen und Kirchhoff. Hier lehrten gleichzeitig der Chemiker Kopp und

in der medizinischen Fakultät die Kliniker Friedreich und Otto Weber. Hier lebten und lehrten auch in anderen Wissenschaften hervorragende Männer wie Häusser, Gervinus und andere. Hier konnte Helmholtz in der heiteren, fröhlichen Natur der Umgebung immer wieder neue Kraft zu unermüdlicher Tätigkeit sammeln. Nicht in der Studierstube, wie er in der Tischrede an seinem 70jährigen Geburtstage sagte, kamen ihm seine besten Ideen, sondern auf Spaziergängen in Feld und Wald. Und wo wäre hierzu ein schönerer Ort zu finden gewesen als in den Bergen und Tälern Alt-Heidelbergs? Aber in der Stille seiner Studierstube, da gediehen die schöpferischen Gedanken zur Reife, welche ihm die herrliche Natur eingegeben, und diese Arbeit vollzog sich nicht ohne mühevolle Anstrengung und unermüdliche Ausdauer. Wer in der damaligen Zeit als Lernender oder Lehrender in Heidelberg weilte, der konnte, am späten Abend aus fröhlichem Kreise heimkehrend, gar oft die Helmholtzsche Studierlampe im Friedrichsbau noch leuchten sehen. Helmholtz nahm in Heidelberg an dem geselligen wissenschaftlichen Leben regen Anteil. Besonders war es der „Naturhistorisch-medizinische Verein“, dem er seine Tätigkeit widmete und dessen jahrelanger Vorsitzender er gewesen ist. Seine zahlreichen Untersuchungen, wie sie eben aus seiner Werkstatt hervorgegangen waren, teilte er hier mit, und so finden wir in den Sitzungsberichten dieses Vereins die ersten Veröffentlichungen sehr vieler Helmholtzscher Arbeiten vor: „Zur Theorie der Zungensteifen“ (1861), „Über eine allgemeine Transformationsmethode der Probleme über elektrische Verteilung“ (1861), „Über die Form des Horopters“ (1862), „Über die Bewegungen des menschlichen Auges“ (1863), „Über den Muskelton“ (1866), „Über die Augenbewegungen“ (1865), „Über stereoskopisches Sehen“ (1865), „Über die Eigenschaften des Eises“ (1865), „Über die tatsächlichen Grundlagen der Geometrie“ (1868), „Zur Theorie der stationären Ströme in reibenden Flüssigkeiten“ (1869), „Über die physiologische Wirkung kurzdauernder elektrischer Schläge im Innern von ausgedehnten leitenden Massen“ (1869), „Über elektrische Oscillationen“ (1869), „Über die Schallschwingungen in der Schnecke des Ohres“ (1869), „Über die Gesetze der inkonstanten elektrischen Ströme in körperlich ausgedehnten Leitern“ (1870). Aber nicht nur in den wissenschaftlichen Sitzungen, sondern auch bei festlichen Gelegenheiten erfreute er die Mitglieder des Vereins mit belehrender und anregender Rede. Ebenso beteiligte er sich lebhaft an den Verhandlungen und Diskussionen des Heidelberger Dozentenvereins, in welchem er unter anderem einen gemein-

verständlichen Vortrag „Über den Ursprung und die Bedeutung der geometrischen Axiome" im Jahre 1870 hielt.

Ein Zeichen der Anerkennung von seiten seiner Kollegen war seine Wahl zum Prorektor der Heidelberger Universität im Jahre 1862. In seiner Prorektoratsrede „Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaften" behandelt er einen an weiten Ausblicken reichen Stoff, an welchem er seine vielseitige Anschauungsweise glänzend darlegt. Er scheidet Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft nur insofern, als erstere sich mit dem wahrnehmbaren Objekt der Außenwelt, letztere mit den Betätigungen des menschlichen Geistes selbst beschäftigt. Die Naturwissenschaften besitzen eine größere Vollendung in der streng wissenschaftlichen Form, die Geisteswissenschaften behandeln dagegen einen reicheren, dem Interesse des Menschen und seinem Gefühle näherliegenden Stoff. Die Naturwissenschaften sind meist imstande, ihre Induktionen bis zu scharf ausgesprochenen Regeln und Gesetzen durchzuführen, während die Geisteswissenschaften es überwiegend mit Urteilen nach psychologischem Taktgefühl zu tun haben. Helmholtz tritt dafür ein, daß den mathematischen Studien als „den Repräsentanten der selbstbewußten logischen Geistestätigkeit" ein größerer Einfluß in der Schulbildung eingeräumt werde, doch erkennt er hier wie bei anderer Gelegenheit die Wichtigkeit an, welche der Inhalt der klassischen Schriften für die Entwicklung des sittlichen und ästhetischen Gefühls besitzt. Auch in vielen anderen Vorträgen und Reden hat Helmholtz die Resultate seiner Untersuchungen und seiner theoretischen Gedankenarbeit, sowie die bedeutenden Ergebnisse auf dem Gebiete der Naturforschung in leicht verständlicher und vollendeter Form einem großen Publikum zugänglich gemacht. In Heidelberg und in Frankfurt a. M. hielt er 1868 Vorträge über „die neueren Fortschritte in der Theorie des Sehens", welche in den Preußischen Jahrbüchern erschienen. Praktische Anwendungen der physiologischen Optik gab er in seinen 1871 in Berlin, Köln und Düsseldorf gehaltenen Vorträgen „Optisches über Malerei". Die philosophische tiefere Begründung der von ihm in seinen Arbeiten über Sinneswahrnehmungen behandelten Probleme erfolgte später (1878) in der zur Stiftungsfeier der Berliner Universität gehaltenen Rede „Die Tatsachen in der Wahrnehmung". Die Grundlage seiner philosophischen Anschauung bildet durchweg die „empiristische Theorie" gegenüber der „nativistischen Theorie", wie sie unter den Physiologen von Johannes Müller und unter den Philosophen von Kant vertreten worden war. Im Jahre 1869 hielt Helmholtz auf

der Naturforscher-Versammlung in Innsbruck eine Rede „Über das Ziel und die Fortschritte der Naturforschung“. Er faßt darin das Große und Ganze der Naturwissenschaft klar zusammen und prüft, wie weit es sich dem gesteckten Ziele genähert hat. Das Wesen dieser Wissenschaft ist nach ihm die Auffindung der Gesetze; denn das Gesetz der Erscheinungen finden, heißt, sie begreifen. Bei der Darlegung des Gesetzes der Erhaltung der Kraft ergreift er die Gelegenheit, den in der Versammlung anwesenden Robert Mayer aus Heilbronn als den Mann zu feiern, welcher dieses grundlegende Naturgesetz zuerst klar erfaßt hat. Kurz vor seinem Fortgang von Heidelberg hielt Helmholtz daselbst einen populären Vortrag „Über die Entstehung des Planetensystems“, in welchem er die Kant-Laplacesche Hypothese darlegte und die neueren Berechnungen von William Thomson über die Dichtigkeit des Weltäthers mitteilte. Das gebildete Publikum der Stadt folgte ihm mit gespanntem Interesse und brachte ihm zum Abschied seine Huldigungen dar.

Der große Ruf, welchen Helmholtz auch im Auslande genoß, veranlaßte ihn mehrfach zu Reisen dorthin. Im Jahre 1864 reiste er in den Osterferien nach England, besuchte dort viele bedeutende Leute, Faraday, Tyndall, Stokes, Huxley, Max Müller, Thomson und andere und hielt in der Royal-Society eine „Croonian lecture“ über den Horopter und die Augenbewegungen und mehrere populäre Vorträge über die Erhaltung der Kraft und andere Gegenstände in der Royal Institution. Überall war Helmholtz Gegenstand der Verehrung und Bewunderung. Zu Ostern 1866 reiste er auf 14 Tage nach Paris, wo er im Hause des bekannten Orientalisten Julius von Mohl, des Onkels seiner Frau, aufgenommen wurde und den Mathematiker Hermite, den Chemiker St. Claire-Deville, den Physiker Regnault und andere kennen lernte. Im Jahre 1867 besuchte er den ophthalmologischen Kongreß in Paris, woselbst er einen Vortrag über das binokuläre Sehen hielt und sehr gefeiert wurde. Zu seiner Erholung reiste Helmholtz meist in die Alpen und weilte gern an hochgelegenen Orten, wie Engelberg und Pontresina, woselbst ihn die umgebende Gletscherwelt zu manchen interessanten Betrachtungen anregte.

Im Jahre 1849 hatte Helmholtz als junger Professor in Königsberg sich mit Olga von Velten verheiratet, die er in Potsdam während seiner Militärdienstzeit kennen gelernt hatte. Seelische Gleichgestimmtheit und musikalisches Interesse hatten ihn mit dieser anmutigen Frau verbunden, die ihm als treue Gefährtin bis Heidelberg gefolgt war. Doch bald stellten sich daselbst bei ihr Verschlimmerungen eines schon

länger bestehenden Leidens ein, dem sie im Dezember 1859 erlag. Helmholtz verheiratete sich zum zweiten Male im Jahre 1861 und verlebte an der Seite seiner zweiten Gemahlin, geb. Anna von Mohl, Tochter des badischen Bundestagsgesandten Robert von Mohl, den größten Teil seiner Heidelberger Zeit unter glücklichen gesellschaftlichen Verhältnissen. Das Helmholtzsche Haus wurde zu einem Mittelpunkt edlen geselligen Lebens in Heidelberg, und die geistvolle und liebenswürdige Frau verstand es, Freunden und Gästen den Aufenthalt in demselben angenehm zu machen. Helmholtz selbst besaß zwar nicht sog. gesellige Talente, wenigstens waren dieselben unter dem ständigen Einfluß strenger wissenschaftlicher Gedanken nicht zur Ausbildung gelangt; aber sein Interesse für geselliges Leben zeigte sich unverkennbar und kam manchmal in überraschender Weise zum Vorschein. Von jeher hatte er sich für das Theater interessiert, und es wird mancher seiner Gäste erstaunt gewesen sein, ihn bei einem im Hause aufgeführten Lustspiel in einer komischen Rolle auftreten zu sehen. Ausgewählte musikalische Genüsse wurden den Gästen vielfach dargeboten. Neben seinen eindringenden Studien in dem Gebiete der Akustik und Musikwissenschaft war in ihm ein tiefes musikalisches Empfinden lebendig. Er hat es zwar selbst nicht zu einer technischen Fertigkeit auf einem Instrumente gebracht, doch hörte man ihn häufig Bachsche Fugen und andere klassische Kompositionen auf dem von ihm konstruierten Harmonium mit reiner Stimmung exakt spielen.

Zu Ostern 1871 folgte Helmholtz einem Rufe als Professor der Physik an die Berliner Universität, als der Lehrstuhl von Gustav Magnus daselbst freigeworden war. Damit trat Helmholtz endlich auch amtlich in denjenigen Beruf ein, den er sich von vornherein gewünscht hatte. Seine wissenschaftliche Neigung trieb ihn unwiderstehlich zu grundlegender mechanisch-mathematischer Betrachtung der Naturvorgänge. So schied er von dem ihm lieb gewordenen Heidelberg, um in Berlin eine noch umfangreichere Wirksamkeit zu entfalten. Die streng wissenschaftlichen Arbeiten von Helmholtz, die nun folgten, liegen zum größten Teil auf dem Gebiete der Elektrizitätslehre, die durch die bald folgenden Entdeckungen seines genialen Schülers Heinrich Hertz eine gründliche Umwälzung zugunsten der Maxwellschen Theorie erfuhr. Eine große Reihe von Abhandlungen über diesen Gegenstand sind der Berliner Akademie vorgelegt und erschienen zum Teil ausführlicher in mathematischen und physikalischen Zeitschriften. Unter diesen sind die Arbeiten über die Theorie der Elektrodynamik, über die Konzentrationsströme, über die elektrischen Grenzschichten, über

die Thermodynamik chemischer Vorgänge und über die cyklischen Systeme die bedeutenderen. Dieselben haben einen hervorragenden Einfluß auf den experimentellen und theoretischen Fortschritt der Physik und der physikalischen Chemie, und dadurch auch auf den der Elektrotechnik ausgeübt. Schon lange mit Werner Siemens durch Freundschaft und Wissenschaft auf das engste verbunden, übernahm Helmholtz zu Ostern 1888 die Präsidentschaft der von Siemens gegründeten technischen Reichsanstalt in Charlottenburg. Hier entfaltete er eine für die physikalische und mechanische Technik äußerst segensreiche Tätigkeit, während ihm zur Vollendung seiner eigenen Arbeiten reiche Hilfskräfte zu Gebote standen. — In die Zeit der Berliner Periode fällt eine Anzahl bedeutsamer Reden, die sich nach verschiedenen Richtungen der Wissenschaft und allgemeinerer menschlicher Interessen bewegen. Hervorgehoben seien die Gedächtnisrede auf Gustav Magnus 1871, die am Stiftungstage der militärärztlichen Anstalten gehaltene Rede „Das Denken in der Medizin" 1877, die Rektoratsrede „Über die akademische Freiheit der deutschen Universitäten" 1877, die zur Stiftungsfeier der Berliner Universität 1878 gehaltene Rede „Die Tatsachen in der Wahrnehmung", die auf einer Reise nach England 1881 daselbst in englischer Sprache gehaltene Rede über Faraday, die Rede über Joseph Fraunhofer 1887 und die in der Goethe-Gesellschaft zu Weimar 1892 gehaltene Rede „Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen". An äußeren Ehren und Auszeichnungen von seiten der Regierungen und Behörden hat es dem an Erfolgen so reichen Leben des weltberühmten Mannes nicht gefehlt. Nachdem ihm der erbliche Adel verliehen war, wurde ihm am 12. Oktober 1891, dem Geburtstage Kaiser Friedrichs, der Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikate „Exzellenz" zuerteilt. Zahlreiche Anerkennungen und Huldigungen von nah und fern, aus engeren und weiteren Kreisen Deutschlands und des Auslandes sind ihm zuteil geworden. Nach dem Jubiläum der Universität Heidelberg im Jahre 1886, an welchem er hervorragenden Anteil nahm, wurde ihm daselbst von der ophthalmologischen Gesellschaft die Graefe-Medaille feierlich überreicht. Zu einer großartigen Ovation gestaltete sich die Feier seines 70jährigen Geburtstags am 2. November 1891. Eine große Zahl von Regierungen des In- und Auslandes, von Akademien, Universitäten, Fakultäten, wissenschaftlichen Vereinen und Gesellschaften und von städtischen Korporationen beteiligte sich durch Ansprachen und Darbringung von Glückwünschen. Weite Kreise der gesamten gebildeten und wissenschaft-

lichen Welt hatten sich vereinigt zur Überreichung einer von Adolf Hildebrand ausgeführten Büste des Jubilars und zur Stiftung einer Helmholtz-Medaille, welche von seiten der Berliner Akademie der Wissenschaften an ausgezeichnete Gelehrte und Forscher verliehen werden soll. Von hohem Interesse für den Entwicklungsgang seines Geistes und das Wesen seines Charakters sind die bei dieser Gelegenheit von ihm auf Ansprachen gegebenen Antworten und gehaltenen Reden. Aus seiner Tischrede beim Festmahle leuchtet insbesondere die große Selbstlosigkeit seiner Denkart hervor, indem er die Erwartung ausspricht, daß die Preisrichter künftiger Jahrhunderte bei Vergebung der Medaille sich frei von den Rücksichten auf seine zeitliche Persönlichkeit machen würden.

Helmholtz ist bis in sein letztes Lebensjahr in ungetrübter geistiger Frische tätig gewesen. Das Bild seiner irdischen Hülle ist in dem vor der Berliner Universität aufgestellten Denkmal den kommenden Jahrhunderten aufbewahrt. Die Werke seines Geistes aber werden von Generation auf Generation wirken, so lange es eine Wissenschaft gibt.

Julius Bernstein, Halle a. S.

Anna von Helmholtz,

die Gemahlin Hermann von Helmholtz', war in Tübingen am 19. September 1834 als zweite Tochter des berühmten Staatsrechtslehrers Robert von Mohl, der damals Professor an der dortigen Universität war (Bad. Biogr. III, 85), geboren. Eine neue Heimat fand sie in Heidelberg, als ihr Vater im Jahre 1847 einem Ruf an die dortige Universität folgte. Als sie herangewachsen war, lud ihr Onkel, der hervorragende Orientalist Julius Mohl in Paris, sie und ihre ältere Schwester Ida, spätere Frau von Schmidt-Zabièrow, mehrmals zu längerem Besuche ein. Der öftere Aufenthalt in der französischen Hauptstadt wurde in gewisser Beziehung für ihr ferneres Leben entscheidend. Julius Mohl war in kinderloser Ehe mit einer geistreichen Engländerin, Miß Mary Clarke, verheiratet, die schon seit langer Zeit in Frankreich lebte und die intime Freundin von Madame Récamier geworden war. Nach deren Tod wurde sie gewissermaßen die Erbin des berühmten Salons dieser bedeutenden Frau, in welchem die namhaftesten Personen des gelehrten und literarischen Paris verkehrt hatten. Sie fanden sich jetzt bei Madame Mohl ein, und ihre Nichten lernten dort Männer wie Thiers, Ampère, Merimée, Renan kennen. Auch geistvolle Frauen gehörten zu den regel-

mäßigen Gästen, und zwar Männer wie Frauen aller Schattierungen der politischen und literarischen Welt, die sich hier nicht bekämpften, sondern gegenseitig ertragen lernten. Dieser Verkehr und mehrere Reisen nach England, auf denen die Schwestern Mohl ihre Tante begleiten durften, machten es ihnen möglich, die fremden Sprachen, deren Kenntnisse sie sich im elterlichen Hause gründlich angeeignet hatten, bald in der elegantesten Form und vollendeter Fertigkeit zu sprechen, für Anna eine unvergleichliche Schule für eine ferne Zukunft, die sie nicht ahnen konnte. Denn wenn sie nach Heidelberg zurückkehrte, fand sie zwar den eleganten Salon ihrer Eltern, in dem besonders die Mutter, Pauline geb. Becher, Tochter eines kinderreichen Stuttgarter Arztes, aber so vornehm in ihrem Wesen, als entstammte sie der hohen Aristokratie, in vollendeter Weise die Honneurs machte; aber im ganzen war auch die Elite der Professorenwelt, die in der Mitte der 1850er Jahre in Heidelberg lebte, Männer wie v. Vangerow, Bunsen, Häusser, Gervinus, ja sogar der 1848er Parlamentspräsident Heinrich von Gagern, zwar geistvoll und hochgebildet, aber nicht so geartet, daß sie im Salon der Madame Récamier und ihrer Freundin Mohl eine gute Figur gemacht hätten. Es lebten ja wohl auch Ausländer in der Neckarstadt, die im Mohlschen Hause verkehrten und wenigstens dafür sorgten, daß die Haustöchter ihr Französisch und Englisch nicht verlernten; aber im tiefsten Innern gefiel es Fräulein Anna doch wieder recht gut in Heidelberg und im Elternhause. Denn sie hatte nicht nur die harten, scharfen, eckigen Züge des Vaters geerbt, wenn auch etwas abgerundet, so daß sie zu den Heidelberger Schönheiten gerechnet wurde, sondern alle Feinheit der Erziehung und des Pariser Salons hatte glücklicherweise die echt württembergischen Familientugenden der Offenheit, des Freimuts und eines manchmal sogar etwas derben Humors, der, wie seinen Vorfahren, auch dem Professor Robert von Mohl eigen war, nicht verwischen können. Die jungen Studenten, die im Mohlschen Hause eingeführt waren, hatten zwar einen bedeutenden Respekt vor Anna Mohl, wie sie trotz ihrer imponierenden Haltung unter ihnen genannt wurde; aber sie war auch gegen diese immer artig und zuvorkommend, wenn sie auch durch die etwas unbeholfenen Jünglinge noch weniger als durch die berühmten Professoren an den Salon ihrer Tante erinnert wurde. So, wie die Studenten sie mehr aus der Ferne verehrt hatten, waren sie gar nicht besonders erstaunt, als sie, inzwischen junge Doktoren oder Referendare geworden, hörten, daß Fräulein Anna sich mit dem berühmten Natur-

forscher Helmholtz verlobt habe. Den Berühmtesten und Größten hielten sie für Anna Mohl gerade für gut genug. Wie sehr sie recht hatten mit ihrer Meinung, war ihnen eigentlich nicht vollkommen bewußt. Wenn sie es nicht inzwischen anderweitig erfahren hätten, so wären sie darüber in neuester Zeit durch die Briefe von Helmholtz aus diesen Tagen belehrt worden, die Leo Königsberger in seiner großen Helmholtz-Biographie veröffentlicht hat. Helmholtz' Gemahlin Olga, geb. v. Velten, war nach zehnjähriger Ehe, deren durch den Reichtum an Geist und Gemüt der geliebten Frau überaus glückliche Gestaltung seit längerer Zeit durch quälende und bald als unheilbar erkannte Krankheit schwer getrübt worden war, am 28. Dezember 1859 gestorben, wenig mehr als ein Jahr nach der Übersiedlung von Bonn nach Heidelberg, und hatte zwei noch sehr junge Kinder hinterlassen. Helmholtz sah bald ein, daß er sich wieder verheiraten müsse, und seine Wahl fiel auf Anna von Mohl, die ihm schon bald nach seiner Ankunft in Heidelberg als ein sehr aufgewecktes Mädchen aufgefallen war. Im Sommer 1860 hatte er sich ihr genähert, und die Musik hatte sie in nähere Beziehung gebracht. Anna war eine treffliche Klavierspielerin, und Helmholtz liebte die Musik mit tiefem inneren Verständnis. Wenn sein Freund Brücke, dem er die Verlobung anzeigte, ihm darauf schrieb: „Möge das Glück an Dir nachholen, was es Dir schuldig geworden ist", so erfüllte sich dieser Wunsch in der glänzendsten und vollkommensten Weise. Am 16. Mai 1861 fand die Hochzeit statt. Die Schwester seiner ersten Frau, welche diese Verbindung sehr billigte, schrieb darüber lange Jahre nachher: „Helmholtz wählte die Frau, die ganz seinem Bedürfnis entsprach. Sehr bedeutend, talentvoll, mit weitem Blick und hohen Aspirationen, weltgewandt und erzogen in einer Sphäre, welche Intelligenz und Charakter gleichwertig entwickelt hatte, war Anna von Mohl ihm bis an seinen Tod eine bewundernswerte Genossin, war ihr Urteil ihm stets eine Autorität." Frau Anna ihrerseits lernte bald diesen hervorragenden Mann, dem sie nun angehörte, in seiner ganzen geistigen Größe und menschlichen Vornehmheit verstehen; seine imponierende Ruhe wirkte überaus wohltuend auf ihr lebhaftes Temperament. In kleinen Dingen, wie sie das Alltagsleben brachte, setzte sie, nach Frauenart, ihren Willen durch; aber — wie R. Wachsmuth so schön sagt — „im Großen beugte sie sich vor seinem überlegenen Genius". — Schon in Heidelberg machte sie ihr Haus zu einer Stätte, in dem sich Vornehmheit mit Behaglichkeit vereinigte. Da fand Helmholtz die nötige Ruhe und doch eine bewegte

Geselligkeit nach den Stunden angestrengter Arbeit. In Berlin, wohin Helmholtz im Jahre 1871 übersiedelte, um die Professur der Physik zu übernehmen, nahm die häusliche Geselligkeit größeren Umfang an. Als er 1887, Präsident der Physisch-technischen Reichsanstalt geworden, die prächtige Präsidentenwohnung in Charlottenburg bezog, wurde Frau Anna von Helmholtz' Salon vielleicht noch mehr das Stelldichein der ganzen vornehmen und gelehrten Welt der Reichshauptstadt. Der Abschied aus der süddeutschen Heimat, das Losreißen aus den geliebten Jugendverhältnissen, das Scheiden aus dem Kreise ihrer warm ergebenen Freunde war ihr, als sie 1871 Heidelberg verließ — wie ihre Schwester, Frau von Schmidt-Zabièrow schreibt —, sehr schwer geworden, doch hatte sie „in vollem Umfang die Bedeutung dieser Wendung in dem Leben ihres Mannes erfaßt und alle persönlichen Bedenken zum Schweigen gebracht". Sie war in gewisser Beziehung doch die Süddeutsche geblieben. Der Formlosigkeit, die ihr von Heidelberg her nicht fremd war, trat sie in so feiner, aber deutlicher Art entgegen, daß niemand einen Widerspruch gewagt hätte, aber Rang und Stellung imponierten ihr nicht, Geist und Bildung verliehen den Menschen, die sie bei sich sah, erst den Wert, den sie anerkannte. Freunde aus der badischen Heimat fanden ihre Türe stets geöffnet. Während einiger Jahre hatte sie die Freude, ihren Vater, der in den Reichstag gewählt worden war, in Berlin zu sehen, bis er dort in der Nacht vom 4. auf 5. November 1875 sanft aus dem Leben schied. Helmholtz stand seine Gattin als die klarsehende Genossin seiner mächtigen Geistesarbeit zur Seite. Nichts blieb ihr fremd von den großen Problemen, die seinen gewaltigen Geist beschäftigten. Dieses Ehepaar ergänzte sich in seltener Harmonie der Gegensätze. Sein großer Geist tauchte in die tiefsten Tiefen der Forschung hinab und schwebte in ihre höchsten Höhen hinauf, und gerade darum fand er sich dauernd am stärksten von der Frau angezogen, die, mitten in der Realität des Lebens stehend, voll Frische und heiteren Frohsinns, eine tiefgründige Natur war. Auch die Musik war eine der Kräfte, welche Helmholtz und seine Gemahlin gleich mächtig ergriffen. Sie gehörten zu der auserlesenen Gemeinde, die verständnisvoll Richard Wagners Lebenswerk verstand und förderte. Die Kunst zu pflegen, von Kunstwerken umgeben zu sein, war beiden ein Bedürfnis. Die nahe freundschaftliche Beziehung zu Meister Lenbach, dem wir die herrlichen Porträts dieser zwei großen Menschen verdanken, war in einer tiefen Gemeinschaft der Weltanschauung begründet. Frau von Helmholtz hatte auch das Bedürfnis, sich literarisch zu betätigen.

Sie übertrug verschiedene englische Werke in ihr geliebtes Deutsch. Beide Sprachen beherrschte sie so souverän, daß sich die Übersetzung wie ein deutsches Original liest. Besonders große Verbreitung fanden die Tyndallschen Vorträge, an deren Verdeutschung sich die Gattin des Leipziger Physikers Wiedemann beteiligte, und Oliver Lodges Modern Views of Electricity. — Schon im Feldzug 1870/71 hatte sie sich mit Krankenpflege beschäftigt. In Berlin war sie an der Organisation und Leitung des Viktoriahauses beteiligt und erwarb sich große Verdienste um dieses Werk der Nächstenliebe. Durch diese Tätigkeit und durch ihre Beteiligung an der Leitung des Viktoria-Lyceums — denn sie hatte ein lebhaftes Interesse für die Frage der Frauenbildung — kam Frau von Helmholtz in nähere Berührung mit der Kronprinzessin, und bald fühlten sich die in mehrfacher Hinsicht kongenialen Frauen so sehr voneinander angezogen, daß ihre Beziehungen einen freundschaftlichen Charakter gewannen; auch der Kronprinz fühlte sich von der geist- und humorvollen Frau sehr sympathisch berührt. Nicht minder aber schenkten ihr Kaiser Wilhelm I. und Kaiserin Augusta ihre Gunst. Sie gehörte mit ihrem Gemahl zu den Intimen der kronprinzlichen Abendgesellschaften und das Ehepaar Helmholtz fehlte selten bei den Teeabenden der Kaiserin Augusta, denen auch der greise Kaiser anzuwohnen pflegte. — Zur Anwendung ihrer seltenen Eigenschaften als Krankenpflegerin fand Frau von Helmholtz nur zu reiche Gelegenheit im eigenen Hause. Ihre zwei Söhne waren von Geburt an schwach und leidend. Der ältere, Robert, hatte, durch die unermüdliche mütterliche Pflege unterstützt, die gewaltige Energie, seinem gebrechlichen Körper die Fähigkeit zu ernster wissenschaftlicher Arbeit abzuringen. Er hatte seinen „Doktor“ gemacht, seine Arbeit „Über die Licht- und Wärmestrahlung verbrennender Gase“ war von dem Verein für Gewerbefleiß in Berlin mit dem ausgesetzten Preise von 5000 Mark und einer Medaille gekrönt worden, er betrieb in Bonn und Berlin gemeinsam mit Richarz größere experimentelle Studien, und eben war er zum Assistenten an der Reichsanstalt ernannt worden, als ihn die Körperkräfte verließen; Robert starb am 5. August 1889. Der zweite Sohn Fritz hatte sich unter der rastlosen und erfinderischen Pflege der Mutter körperlich erholt, aber er war zu keiner andauernden geistigen Tätigkeit befähigt. Ein langsames Siechtum zerstörte schließlich auch die körperlichen Kräfte. Er überlebte die Eltern und starb, 33 Jahre alt, auf einem kleinen Besitztum bei Baden, das ihm die liebende Mutter behaglich eingerichtet hatte, am 17. November 1901. — Im Alter zwischen

beiden stand die Tochter Ellen, die frisch und blühend heranwuchs und sich am 10. November 1884 mit Arnold Wilhelm von Siemens, dem ältesten Sohne Werner von Siemens', des langjährigen Freundes von Hermann Helmholtz, vermählte. Ihre Kinder waren die Freude der Großmutter bis in ihre letzten Lebenstage. — Mit dem vorgerückten Alter ihres Gatten machte dessen durch Überanstrenguug erschütterte Gesundheit Frau v. Helmholtz ernste Sorge. Stark und tapfer verbarg sie vor ihm, was sie bedrückte. Als er sich im Jahre 1893 entschloß, der Einladung zur Weltausstellung nach Chicago zu folgen, begleitete ihn, wie auf vielen seiner Reisen, seine Frau. Am 6. August erfolgte die Abreise von Berlin. Die Reiseeindrücke sind in einer Reihe von Briefen niedergelegt, welche die lebhafte und geistvolle Frau an ihre Tochter richtete. Man muß sie — in der Königsbergerschen Biographie — lesen, um die Beweglichkeit ihres Geistes, die Schärfe ihrer Beobachtungsgabe ganz zu erfassen. Auf der Rückreise erlitt auf dem Schiffe Helmholtz einen Unfall, von dem er sich nicht wieder völlig erholte. Am 12. Juni 1894 trat eine Gehirnblutung ein. Nach und nach erloschen die Lebenskräfte. Am 8. September nachmittags kam das Ende. Tapfer und besonnen, wie in allen Lebenslagen, stand Frau von Helmholtz ihrem Gatten in den schweren Tagen zur Seite. — Nun aber war auch diese bis dahin unermüdliche Kraft gebrochen. Noch unterzog sie sich der Mühe, eine neue Auflage der Vorträge und Reden ihres Gatten, mit kleinen Änderungen, die er ihr angedeutet hatte, und einigen Umstellungen, die ihr feinsinniges Urteil für gut erachtete, herauszugeben. Sie bezog ein kleines Haus in der Rauchstraße und sah einen Kreis von Bekannten bei sich, auch hier wurde, wie früher, zuweilen gute Musik gemacht. Aber sie war müde und litt auch unter den Beschwerden des nahenden Alters, das man ihrer äußeren Erscheinung nicht ansah. Aus dem Jahre 1895 ist uns durch Lenbachs Meisterhand ein wunderbar wahres und charakteristisches Porträt von Frau Anna von Helmholtz erhalten. Nun hatte sie nur noch Eines vor sich, was sie mächtig erregte: die Enthüllung des Denkmals, das Hermann von Helmholtz im Vorgarten der Berliner Universität errichtet wurde. Sie erfolgte am 6. Juni 1899 in Gegenwart der Kaiserin, des Kronprinzen und, als Vertreter des Kaisers, des Prinzen Heinrich, im Beisein aller Mitglieder der Helmholtzschen Familie und der hervorragendsten Vertreter der Gelehrten- und Künstlerkreise Berlins. Der Kaiser, der verhindert war, der Feier persönlich beizuwohnen, entschuldigte sich in warmen Worten brieflich bei

Frau von Helmholtz. Als die Feier beendet war, sprach sie: „Jetzt ist die letzte große Stunde meines Lebens gekommen, nun habe ich nichts mehr zu tun". — In den letzten Jahren war sie im Sommer und Herbst noch gern gereist, hatte auch die Verwandten in Karlsruhe und in Volasca bei Abbazia besucht, wo sich ihr Schwager Freiherr von Schmidt-Zabièrow niedergelassen hatte. Hierher eilte sie nach kurzem Zusammenleben mit Kindern, Enkeln und Freunden zur Unterstützung ihrer Schwester in den letzten Novembertagen 1899. Sie fand einen Sterbenden. Wenige Tage nach seinem Begräbnis wurde sie selbst krank und starb im Hause ihrer Schwester am 1. Dezember 1899. „Verzeiht mir, daß ich hier sterbe", waren ihre letzten Worte. An der Seite ihres Gemahls, auf dem Sophienkirchhof in Charlottenburg, wurde sie beigesetzt.

Bei einem zusammenfassenden Rückblick auf dieses reiche Leben kann man keine schöneren Worte finden als jene, welche Frau von Schmidt-Zabièrow und der greise Eduard Zeller, ein treuer Freund des Helmholtzschen Hauses, nach ihrem Ableben niederschrieben. Jene schreibt: „Das Bild meiner Schwester ist eine Lichtgestalt, zu der ich in allen Verwicklungen und Schwierigkeiten vertrauensvoll emporblickte. Ihrem sicheren Urteile, ihrem reichen Seelenleben, der Lauterkeit ihrer Gesinnung entströmte jene Kraft, die ihren Einfluß, ihr selbst oft unbewußt, auf ihre Umgebung, auf hoch und niedrig, auf alle, die mit ihr in Berührung kamen, zu allen Zeiten sicherte. So wie die schlichte Arbeiterfrau aus dem Volke Verständnis für die Mühsal ihres Lebens, Trost und Hülfe bei meiner Schwester fand, so schöpften die auf der Höhe des Daseins Wandelnden, gekrönte Fürstinnen, den Sorgen und Anschauungen der Alltäglichkeit weit entrückt, aus der reichen Lebenserfahrung meiner Schwester das Erkennen der Möglichkeiten weitgreifender sozialer Reformen. Mit einem Worte, nichts Menschliches war ihr fremd." — Und Eduard Zeller schreibt an Frau Ellen von Siemens: „Viele Hunderte, und gerade von den geistig und gesellschaftlich Höchststehenden, werden mit Euch trauern um die seltene Frau, der ich unter allen deutschen Frauen der Gegenwart keine zu vergleichen wüßte, um dieses reiche, aus seinen Schätzen nach allen Seiten mit so wohltätiger Freigebigkeit spendende Leben". Es ist ein alter Heidelberger, der so schrieb, der in Heidelberg und in Berlin seit 1862 Frau Anna von Helmholtz nahestand. Wie er wird man in Heidelberg und weithin in Baden der seltenen Frau gedenken, die auch in der Ferne dem Badnerlande treu gesinnt

blieb. (Hermann von Helmholtz von Leo Königsberger. 3 Bände. Braunschweig 1903. — Prof. Dr. R. Wachsmuth in dem Biograph. Jahrbuch. Herausgegeben von A. Bettelheim. IV. Band. Berlin, G. Reimer 1900. S. 144 ff. — R. Braun-Artaria in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1899 Nr. 285.) v. Weech.

Hermann Helmle

wurde am 28. Mai 1847 zu Schopfheim geboren und widmete sich nach Absolvierung der Mittelschule dem Forstfache auf dem Polytechnikum zu Karlsruhe. Im Jahre 1869 legte er die Amtsprüfung ab und wurde auf Grund derselben als Forstpraktikant rezipiert. Nach verschiedenen Verwendungen im staatlichen Forstdienste folgte er am 11. Februar 1874 dem an ihn ergangenen Rufe zur Übernahme der Vorstandstelle des markgräflich badischen Forstamts Salem. Hier rechtfertigte er in ganz besonderem Maße das bei der Berufung in ihn gesetzte Vertrauen und leistete nach jeder Richtung hin so Vorzügliches, daß ihm im Spätherbst 1896 die Leitung der Domänenkanzlei der Bodenseefideikommisse in Karlsruhe übertragen wurde, mit welcher Stelle zugleich die Vermögensverwaltung der Prinzessin Wilhelm und des Prinzen Max verbunden war. Den dadurch an ihn herantretenden verschiedenartigen und umfassenden Aufgaben ist er in gewissenhafter Treue mit sicherem Blick und feinem Takt in allen Teilen jederzeit gerecht geworden und hat es verstanden, in hohem Maße sich das Vertrauen des nunmehrigen Fideikommißherren, des Prinzen Max, zu erwerben, der in ihm einen bewährten Berater fand. Helmle verschied in Salem, wohin er sich in Geschäften begeben hatte, am 2. Oktober 1900 plötzlich am Herzschlag. (Karlsruher Zeitung vom 10. Oktober 1900.)

Heinrich Hertz.

Nur vier Jahre gehörte Baden der Mann an, dessen Lebensbild in dieser Sammlung mit kurzen Worten gegeben werden soll. Aber in diesen wenigen Jahren gelang es ihm, sich unter die ersten aller Physiker einzureihen, und diese Zeit sowohl wie der Ort, wo Hertz seine glänzenden Untersuchungen durchgeführt, werden in der Geschichte der Physik immer denkwürdig bleiben. Heinrich Rudolf Hertz war geboren am 22. Februar 1857 als ältester Sohn des Rechtsanwalts, späteren Senators und Vor-

standes der hamburgischen Justizverwaltung, Dr. Gustav Hertz. Seine hervorragende Begabung trat schon in der Schulzeit hervor. Zeichnen und Malen, Arbeiten an Hobel- und Drehbank trieb er mit Erfolg und zur Erholung von den Aufgaben der Schule, in der er sich durch eisernen Fleiß und strenge Gewissenhaftigkeit hervortat. Ein ungewöhnliches Sprachtalent veranlaßte ihn, neben den Schularbeiten Sanskrit und Arabisch zu treiben, und mit solchem Erfolg, daß ihm sein Lehrer ernstlich zuredete, sich den Sprachwissenschaften zuzuwenden. Noch in späteren Jahren konnte er lange Stellen aus dem Homer und den griechischen Tragikern auswendig vortragen. Aber auch in anderen Fächern befähigten ihn sein gutes Gedächtnis, seine scharfe Auffassung und namentlich ein hohes Pflichtgefühl, Ausgezeichnetes zu leisten. Weit überragte er seine Mitschüler in der Mathematik, und selbständig wagte er sich damals schon an schwierigere Probleme der Astronomie und Physik. Bei so vielseitiger Begabung und strenger Selbstkritik mag ihm die Berufswahl nicht leicht geworden sein. Als er zu Ostern 1875 das Johanneum mit dem Reifezeugnis verließ, hatte er sich zunächst für das Ingenieurfach entschieden und arbeitete während des folgenden Jahres als Volontär bei dem Bau der neuen Mainbrücke in Frankfurt. Von Berlin, wo er seiner Militärpflicht im Eisenbahnregiment genügt hatte, wandte er sich im Herbst 1877 nach München mit der Absicht, das im Sommer 1876 in Dresden begonnene Studium seines Faches fortzusetzen. Damals aber war er durch das Lesen eines Buches über Wärmetheorie so mächtig ergriffen und gefesselt worden, daß ihm die Erkenntnis aufging, wie er nicht in dem zunächst erwählten Beruf, sondern nur im Studium der Natur und in der Erforschung ihrer Gesetzmäßigkeiten dauernd Befriedigung finden könne. Mit Zustimmung seines Vaters ließ er sich daher an der Universität als Studierender der Physik immatrikulieren und verblieb dort, obwohl ihm die Verhältnisse nicht ganz zusagten, zwei Semester. Seine beiden letzten Studienjahre verbrachte er in Berlin als Schüler von G. Kirchhoff und namentlich von H. von Helmholtz. Hier begann Hertz die Reihe seiner wissenschaftlichen Untersuchungen mit der Bearbeitung einer von der Fakultät gestellten Frage, ob die bewegte Elektrizität in den Induktionsströmen Trägheit aufweist. Obwohl er nun noch vor einem halben Jahre von der Elektrizitätslehre kaum mehr gewußt, als was er seit seiner Schulzeit noch nicht wieder vergessen hatte, gelang es ihm, in weniger als einem Monat die Schwierigkeiten, die ihm Helmholtz als die hauptsächlichsten bezeichnet hatte, zu überwinden und mit seiner Lösung

den Preis zu erringen. Nach 2½ jähriger Assistenz bei H. v. Helmholtz habilitierte er sich auf dessen Rat Ostern 1883 in Kiel mit dem Lehrauftrag für theoretische Physik. Schon in früheren Arbeiten war Hertz in einer wissenschaftlichen Streitfrage tätig gewesen, die, von besonderer Bedeutung für das Fortschreiten der physikalischen Erkenntnis, auch von Helmholtz mehrfach in theoretischen Untersuchungen behandelt und in einer wichtigen Folgerung zum Gegenstand einer Preisaufgabe der Berliner Akademie gewählt worden war. Es war die Frage, ob die elektrischen und magnetischen Kräfte unmittelbare Fernwirkungen sind, oder ob sie bedingt sind durch einen besonderen Zustand des zwischen den elektrisierten und magnetisierten Körpern befindlichen Mediums, sich ohne dessen Betätigung also nicht verbreiten und fortpflanzen können. Im ersten Fall wird die Wirkung irgend einer Änderung überall momentan auftreten, im zweiten bedarf es jedesmal einer endlichen Zeit zur Übertragung. Die zweite Anschauung war hauptsächlich von Faraday im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen aus seinen genialen und originellen Untersuchungen gefolgert und durch viele neu aufgefundene Tatsachen gestützt worden. Dann hatte sie A. Maxwell in eine strengere theoretische Form gebracht und weiter entwickelt. Hiernach ist das Zwischenmedium, durch dessen Zustandsstörung die elektromagnetischen Erscheinungen bedingt sind, vorzugsweise der den ganzen Weltraum erfüllende und alle ponderabelen Körper durchdringende Äther. Gewisse Zustandsstörungen im Äther, die Lichtschwingungen, sind lange bekannt, und ihre große, aber nicht unendliche Fortpflanzungsgeschwindigkeit gemessen, von Maxwell wurde daher auch das Licht als elektromagnetischer Vorgang aufgefaßt und so viele tatsächliche Beziehungen zwischen Licht und Elektrizität erklärt. Eine andere Folgerung bildete den Gegenstand jener Preisfrage der Berliner Akademie. Hertz hatte zwar ihre Bearbeitung zunächst nicht unternommen, da sein Scharfblick erkannt hatte, daß eine Lösung mit den damals bekannten Hilfsmitteln nicht erreichbar sein würde; aber er behielt die Grundfrage dauernd im Auge und veröffentlichte in Kiel eine theoretische Arbeit, worin eine ganz neue Seite des Streites aufgewiesen wird. Ostern 1885 folgte Hertz, dessen Arbeiten schon allgemeine Beachtung gefunden hatten, einer Berufung als Ordinarius der Physik an die Technische Hochschule zu Karlsruhe. Hier war es nun, wo ihm bei einem Vorlesungsversuche eine Funkenerscheinung den Weg zeigte, auf dem er erst die Lösung der Berliner Preisaufgabe und sehr bald die experimentelle Entscheidung über die Grundfrage finden sollte.

Bei jedem wellenartigen, oscillatorischen Vorgang wird die Störung des Gleichgewichtszustandes in der Zeit einer Schwingung um die Wellenlänge fortgepflanzt. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit ist daher das Verhältnis von Wellenlänge zu Schwingungsdauer, und eine endliche Wellenlänge kann nur bestehen bei einer endlichen Fortpflanzungsgeschwindigkeit. Ende 1886 hatte Hertz eine Methode gefunden, um sehr rasche elektrische Schwingungen von genügender Regelmäßigkeit zu erzeugen. Wenn die Fortpflanzungsgeschwindigkeit dieser Schwingungen endlich war, so war sie jedenfalls sehr groß und vermutlich gleich der Lichtgeschwindigkeit. Nur bei außerordentlich raschen Schwingungen konnte man daher Wellenlängen erwarten von solcher Kleinheit, daß sie sich in beschränkten Räumen der Beobachtung nicht entziehen. In der Tat gelang es Hertz, in der Ausbreitung elektrischer Schwingungen Wellenlängen zu messen und so mit einem Schlag den Streit zugunsten der Faraday-Maxwellschen Theorie zu entscheiden. Die Geschichte und der Gang seiner Entdeckung ist von ihm selbst in der Einleitung zu seinen „Untersuchungen über die Ausbreitung der elektrischen Kraft" höchst anschaulich und interessant beschrieben. Leider verbietet der Raum hier, auch nur einen Auszug mitzuteilen. Die ungemeine Bedeutung dieser Arbeiten wurde sofort allenthalben anerkannt; viele Kollegen eilten nach Karlsruhe, um die entscheidenden Versuche aus der Anschauung kennen zu lernen und die Genialität des jungen Gelehrten zu bewundern, dem die große Errungenschaft mit so einfachen Hilfsmitteln und in so bescheidenen Räumen gelungen war. In kurzer Zeit wurden überall in den physikalischen Instituten die Hertzschen Versuche wiederholt, Hertzsche Schwingungen waren in aller Mund. Die Krönung des Werkes bildete eine Arbeit vom Dezember 1888 über Strahlen elektrischer Kraft, in der die Wesensgleichheit der elektrischen Wellen mit den Lichtwellen und damit die letzte Konsequenz der Maxwellschen Theorie erwiesen wird.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Hertz bald nach so außerordentlichen Erfolgen von Karlsruhe, wo er sich 1886 durch die Verheiratung mit einer Tochter des Geodäten Dr. M. Doll ein glückliches Familienleben gegründet hatte, wegberufen wurde. Die Universitäten von Berlin, wo Kirchhoff, der Entdecker der Spektralanalyse, und Bonn, wo Clausius, einer der Begründer der mechanischen Wärmetheorie, kurz vorher gestorben waren, daneben auch Göttingen bewarben sich um ihn. Er entschied sich zum Frühjahr 1889 für den ehrenvollen Ruf nach Bonn, wo zwar durch die mehr theoretische Richtung von Clausius das Institut etwas im

Rückstand geblieben war, und ihm mit der Reorganisation und Erweiterung neue Arbeit, dann aber bessere Gelegenheit auch zu experimenteller Forschung in Aussicht stand als anderswo. Noch einige Jahre fruchtbarer Tätigkeit und wachsenden Ruhmes waren Hertz in Bonn vergönnt. Neben eigenen Arbeiten und denen seiner Schüler war ein umfangreicher und zeitraubender Briefwechsel über den Gegenstand seiner Entdeckungen zu führen, teils, um andere mit Rat zu unterstützen, teils, um Einwürfe zu beantworten. Von allen Seiten häuften sich Ehren und Anerkennung auf ihn, die Akademien von Berlin, München, Wien, Göttingen, Rom, Turin und Bologna wählten ihn zum korrespondierenden Mitglied, die Academie des Sciences in Paris verlieh ihm den Preis La Caze, die Akademien in Wien und Turin den Baumgartner- und den Bressa-Preis, von der italienischen Gesellschaft der Wissenschaften und von der Royal Society in London wurden ihm Medaillen zuerkannt. Alle diese und noch viele weitere Ehrungen vermochten seiner anspruchslosen Bescheidenheit keinen Abbruch zu tun, sein Streben fand nur in neuen Fortschritten der Erkenntnis, im Alleinsein mit der Natur, wie er sich einmal ausdrückte, Befriedigung. So wendete er sich in seinem letzten Werke den allgemeinsten und tiefsten Fragen seiner Wissenschaft zu, um in einer neuen Auffassung der Mechanik die Gesamtheit seiner Naturanschauung niederzulegen. War durch seine Entdeckung für die elektromagnetischen Kräfte die Annahme einer unvermittelten Fernewirkung für immer beseitigt, so mußte folgerichtig auch auf anderen Gebieten das Bestehen solcher abstrakten Kräfte geleugnet werden, insbesondere in dem Gebiet der allgemeinen Massenanziehung, wo diese Annahme jahrhundertelang geherrscht und von wo aus sie auch ihren Eingang in die elektromagnetischen Theorien genommen hatte. Die Kräfte, die die Mechanik zu betrachten hat, werden also nicht nur als Ursache von Bewegungen, sondern immer auch als Wirkung angesehen, und wo, wie z. B. bei einer scheinbaren Fernewirkung, die verursachende Bewegung der Beobachtung nicht unmittelbar zugänglich ist, die Hypothese aufgestellt, daß es unsichtbare Massen sind, durch deren verborgene Bewegung die Kräfte veranlaßt werden. Die Klarheit und Folgerichtigkeit des hier in vollendeter mathematischer Form entwickelten Systems der Mechanik lassen nicht ahnen, daß es zum Teil in einer Zeit entstanden ist, wo der Verfasser durch ein qualvolles Leiden schon häufig in Arbeit und Beruf gehindert war. Im Herbst 1892 traten Krankheitserscheinungen auf, die anfänglich als harmloses Zahnleiden betrachtet wurden. Nach einem Aufent-

halt in Oberitalien fühlte er sich im Frühjahr 1893 soweit gekräftigt, daß er während des Sommersemesters seine Vorlesungen halten konnte. Aber kurz nach einer Erholungskur in Reichenhall traten die Anzeichen der schmerzhaften Knochenerkrankung von neuem auf, wiederholte Operationen hatten sie nicht bannen können. Seit November quälten ihn an Heftigkeit mehr und mehr zunehmende Gliederschmerzen und zwangen ihn, am 7. Dezember 1893 seine Vorlesungen zu schließen. In klarer Erkenntnis des unvermeidlich Gewordenen übergab er das Institut der Verwaltung seines Assistenten, sorgte für die Herausgabe seines letzten Werkes und schrieb seinen letzten Willen nieder. Am 1. Januar 1894 trat der erlösende Tod ein. — Tief und allgemein war die Trauer um den Entschlafenen; in dem noch nicht 37jährigen betrauerte die Wissenschaft einen Forscher, aus dessen Wirken sie sich noch die herrlichsten Früchte versprochen hatte. Sein unvergängliches Denkmal sind die drei Bände seiner gesammelten Werke, von denen der erste die Berliner und Kieler Arbeiten, der zweite die meist in Karlsruhe entstandenen Untersuchungen über die Ausbreitung der elektrischen Kraft und der dritte, sein letztes Vermächtnis, die Prinzipien der Mechanik enthält. „Heinrich Hertz hat sich durch seine Entdeckungen einen bleibenden Ruhm in der Wissenschaft gesichert. Sein Andenken wird aber nicht nur durch seine Arbeiten fortleben, auch seine liebenswürdigen Charaktereigenschaften, seine sich immer gleichbleibende Bescheidenheit, die freudige Anerkennung fremden Verdienstes, die treue Dankbarkeit, die er seinen Lehrern bewahrte, wird allen, die ihn kannten, unvergeßlich sein." Das ist das Bild von Hertz, wie es auf die Nachwelt kommen wird, entworfen von seinem großen Lehrer und Freund H. von Helmholtz.

Schleiermacher.

Adolf Hoffmann.

Adolf Julius Friedrich Karl Hoffmann wurde zu Karlsruhe am 25. Dezember 1822 geboren als Sohn des damaligen Premierleutnants, späteren Generalleutnants Friedrich Hoffmann und der Karoline Gmelin, Tochter des als Botaniker bekannten Geh. Rates Dr. Karl Christian Gmelin. Die Mutter verlor der Knabe ein halbes Jahr nach seiner Geburt, und so fiel der Großmutter Gmelin die Sorge für seine Pflege und Erziehung zu. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Karlsruher Lyceum. Als es nach erhaltenem Absolutorium galt, einen Beruf zu

wählen, führten den angehenden Studenten die von seinem Großvater Gmelin auf dem Gebiete der Naturwissenschaften empfangenen Anregungen dem Studium der Medizin zu, welchem er in den Jahren 1841 bis 1846 auf den Universitäten Heidelberg und Berlin oblag, im letzten Jahre als Assistent an der unter Professor Pfeuffers Leitung stehenden medizinischen Klinik in Heidelberg. Nachdem er die Staatsprüfung bestanden und die Doktorwürde erworben hatte, brachte Hoffmann den Winter 1846/47 in Paris zu und war eben im Begriff, seine Studien in Wien fortzusetzen, als er seine Anstellung als Oberarzt in dem damaligen 1. Infanterieregiment in Karlsruhe erhielt und hiermit die militärärztliche Laufbahn betrat. Im August 1848 marschierte er mit einer badischen Brigade nach Schleswig-Holstein. Nach der Rückkehr von da zur Artillerie versetzt, verlebte er in Karlsruhe die stürmischen Maitage des Jahres 1849, während welcher er neben seinem Dienst im Militärspital auch der Karlsruher Bürgerwehr eingereiht war. Bei der Neubildung des badischen Armeekorps wurde Hoffmann nach Konstanz versetzt, kehrte jedoch schon 1851 wieder in die Garnison Karlsruhe zurück. Im Jahre 1852 dem Leib-Grenadierregiment zugeteilt, wurde er 1856 Regimentsarzt im 1. Füsilierbataillon und trat 1857 in das Jägerbataillon über, mit welchem er auf kurze Zeit nach Durlach in Garnison kam. 1865 kehrte er als Regimentsarzt des Feldartillerieregiments nach Karlsruhe zurück. Nachdem er zum Stabsarzt mit Majorsrang befördert, während des Feldzuges von 1866 als Chefarzt des Haupthospitals mit einer Spitalabteilung in Tauberbischofsheim gestanden hatte, wurde er zum Oberstabsarzt des Leibgrenadierregiments ernannt und im Frühjahr 1870 zur Funktion als Divisionsarzt kommandiert. Im Feldzug 1870/71 stand Hoffmann als Chefarzt des Belagerungskorps vor Straßburg, machte nach der Kapitulation der Festung an Stelle des erkrankten Korps-Generalarztes im Stabe des Generals v. Werder die Gefechte von Epinal, am Oignon, bei Nuits und Villersexel und die Schlacht bei Belfort mit und kehrte nach Beendigung des Feldzuges mit der badischen Division in die Heimat zurück. Bei dem Inkrafttreten der Militärkonvention entschloß Hoffmann sich mit schwerem Herzen, der ihm liebgewordenen militärärztlichen Laufbahn zu entsagen. Die Charakterisierung als Generalarzt und das Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens mit Schwertern waren die öffentlichen Zeichen der Anerkennung von seiten seines Kriegsherrn, nachdem er schon während des Feldzuges das Eiserne Kreuz II. Klasse, sowie das Ritter-

kreuz des Karl Friedrich-Militärverdienstordens erhalten hatte. Seine reichen Erfahrungen auf dem Gebiete der Pflege und des Transportes der Verwundeten und Kranken im Felde stellte Hoffmann den badischen Vereinen vom Roten Kreuz zur Verfügung als langjähriger Beirat der III. Abteilung des badischen Frauenvereins, als Vorstandsmitglied des Karlsruher Männerhilfsvereins und als dessen Delegierter im Gesamtvorstand des badischen Landeshilfsvereins, in welchem er während mehrerer Jahre den Vorsitz führte. Besondere Verdienste erwarb er sich durch die Ausarbeitung eines Mobilmachungsplanes für die Angehörigen der freiwilligen Krankenpflege und der Satzungen des freiwilligen Krankenträgerkorps des Karlsruher Männerhilfsvereins. Er nahm aber auch, in die Reihe der praktischen Ärzte zurückgetreten, tätigen Anteil an der Pflege der Interessen seiner Standesgenossen. Schon früher, im Jahre 1869, hatte ihn deren ehrendes Vertrauen in den Ausschuß der Ärzte im Großherzogtum Baden berufen, welchem er durch wiederholte Erwählung während 16 Jahren, zuerst als Schriftführer, dann als Obmann angehörte. Als im Jahre 1873 der Deutsche Ärztevereinsbund gestiftet werden sollte, wurde er als Delegierter zum ersten Ärztetag entsandt und nahm von da an bis zum Jahre 1883 auch an allen folgenden Delegiertenversammlungen Anteil, von 1876 an als Mitglied des Geschäftsausschusses, wobei er sich besonders als Referent in Fragen der deutschen Ärzteordnung betätigte. Mit dem Schluß des Jahres 1884 trat er aus dem Ausschuß der badischen Ärzte zurück, nachdem sein Wunsch, zu einem kräftigen Gedeihen der „Unterstützungskasse für hilfsbedürftige badische Ärzte“ mithelfen zu dürfen, in Erfüllung gegangen war. Nur dem Verwaltungsrat der ärztlichen Witwenkasse gehörte er auch weiterhin an. Während vieler Jahre erfreute er sich in lebhaft eingreifender, umfassender Tätigkeit an dem Gedeihen der hauptsächlich auf seine Veranlassung ins Leben gerufenen Karlsruher Ferienkolonien. Regelmäßig besuchte er selbst die jugendlichen Ferienkolonisten in ihren Stationen im Murgtal und begrüßte sie am Bahnhof, wenn sie in blühendem Aussehen nach vierwöchigem Landaufenthalt wieder in die Hauptstadt zurückkehrten. Seit längerer Zeit als Mitglied in dem Verwaltungsrat der Allgemeinen badischen Versorgungsanstalt tätig, wurde Hoffmann im Jahre 1898 an Stelle des verewigten Präsidenten v. Regenauer zu dessen Vorsitzenden gewählt, als welcher er bis in die letzten Wochen seines Lebens die Interessen der von ihm hochgeschätzten gemeinnützigen Anstalt mit liebevollem Eifer pflegte. Noch einmal, am 17. Oktober 1895, berührte ihn ehren-

voll ein Nachklang des öffentlichen Lebens, an dem er in früheren Jahren mit so großer Freude und Aufopferung und mit so reichem Erfolge teilgenommen hatte, als ihm zur Erinnerung an den großen Krieg von seinem Landesherrn, dessen besonderen Vertrauens er sich während seines ganzen Lebens erfreuen durfte, der Stern zum Kommandeurkreuz mit Schwertern des Zähringer Löwenordens verliehen wurde. In seinem ärztlichen Berufe zeichnete Hoffmann sich durch gründliche Kenntnisse, scharfes Urteil, unermüdlichen Pflichteifer und eine wohlwollende Uneigennützigkeit aus. Viele, denen er seine ärztliche Hülfe angedeihen ließ, verehrten ihn gleichzeitig als zuverlässigen, treuen Hausfreund. Wie denn überhaupt die Signatur seines ganzen Wesens in einer nie trügenden Zuverlässigkeit, in einer nie versagenden Hülfsbereitschaft, in einer nie erschütterten Wahrhaftigkeit bestand. In allen Verhältnissen des Lebens bewies er eine durch und durch ehrenhafte und unbeugsame Festigkeit des Charakters. Die hervorragenden Eigenschaften seines Geistes und Herzens traten in besonders hellem Lichte in dem glücklichen Familienleben hervor, das ihm beschieden war, wenn es auch mehrmals durch harte Prüfungen schmerzlich berührt wurde. Im August 1848 hatte er sich mit Elise Deimling, Tochter des damaligen Hofpredigers, vermählt. Nachdem er nach nur einjähriger Ehe seine Gattin und bald darauf die ihm von ihr geschenkte Tochter verloren hatte, vermählte er sich 1852 mit der Schwester seiner ersten Frau, Sophie Deimling, mit der er bis an sein Ende in glücklicher Ehe lebte, welcher ein Sohn und drei Töchter entsprossen sind. Der Schmerz über den jähen Tod seiner zweiten Tochter, dem nach kurzer Zeit auch das Ableben seines hochbetagten Vaters folgte, im Jahre 1879, beugte ihn tief danieder und war der hauptsächlichste Grund, daß er sich von da an immer mehr vom öffentlichen Leben zurückzog. Seit der Mitte der 1890er Jahre begannen seine Kräfte zu wanken, seine ärztliche Tätigkeit mußte immer mehr beschränkt werden, bis nach langer Krankheit des letzten Jahres sein ganz der Pflicht gewidmetes Leben nahe an der Vollendung des 77. Lebensjahres am 27. Oktober 1899 durch einen sanften Tod sein Ende fand. Ihm folgt in sein Grab die Hochachtung und Verehrung aller, die ihn kannten, die Liebe und Dankbarkeit jener, die ihm nähertreten durften. Sein Andenken wird im Segen fortleben in dem Lande, zu dessen besten Männern Adolf Hoffmann gehört hat. (Karlsruh. Zeitung 1899, Nr. 323.)

v. Weech.

August Hofmann,

geboren am 14. September 1824, trat im Frühjahr des Jahres 1842 als Freiwilliger bei dem damaligen Leib-Infanterieregiment, auf Offiziersbeförderung dienend, ein. Im Herbst 1844 wurde er zum Portepeefähnrich ernannt und im Mai des folgenden Jahres zum Leutnant befördert unter Versetzung in das damalige 3. Infanterieregiment. Im März 1847 wurde Hofmann zum Kommandeur der Infanterie-Ingenieurabteilung ernannt und im Sommer 1848 auf Nachsuchen dem nach Schleswig-Holstein bestimmten Bataillon des 3. Regiments zugeteilt, nachdem schon im April seine Beförderung zum Oberleutnant erfolgt war. Nach Wiedereinsetzung der rechtmäßigen Regierung im Jahre 1849 wurde Hofmann zunächst dem Kommandanten in Rastatt zur Verfügung gestellt und alsdann im März 1850 bei Neubildung des badischen Korps zur Pionierkompagnie kommandiert unter gleichzeitiger Übertragung eines Lehrfachs an der Kriegsschule. Von November 1850 bis März 1851 wurde der junge Offizier zur provisorischen Wahrnehmung der Festungsbaugeschäfte in der Bundesfestung Rastatt kommandiert. Im Winter 1856/57 erfolgte während der Schweizer Wirren seine Entsendung nach Konstanz mit besonderem Auftrag und am 13. März des Jahres 1857 seine Ernennung zum charakterisierten Hauptmann, sowie im Oktober desselben Jahres seine Versetzung als etatsmäßiger Hauptmann in den Generalstab. Der 15. Januar 1859 brachte die Ernennung zum Kommandeur der Pionier-Kompagnie, welche 1859 wieder, wie früher, der Artillerie einverleibt wurde. Nach Schluß der Übungen des Jahres 1860 erfolgte auf Ansuchen anfangs 1861 Hofmanns Ernennung zum Hauptmann des Stabes im Feldartillerie-Regiment. In dieser Stellung fungierte er auch als Lehrer an der höheren Offiziersschule und an der Artillerieschule für Offiziere. Bis zum Freiwerden einer Feldbatterie wurde ihm dann im Februar 1864 das Kommando einer Festungsbatterie übertragen. Im Oktober erhielt er eine Feldbatterie, die er auch im Kriege 1866 führte. Im Oktober 1867 wurde Hofmann, nachdem er während des Sommers als Mitglied verschiedener Prüfungskommissionen und der Kommission zur Umarbeitung der Dienstvorschriften fungiert hatte, als Major zum Kommandeur der neu errichteten Pionierabteilung ernannt. Im Frühjahr 1869 begegnen wir ihm als Mitglied der in München tagenden Liquidationskommission. Im Mai 1870 erfolgte seine Beförderung zum Oberstleutnant unter Versetzung in das Leib-Grenadier-

regiment. In diesem machte er als Bataillonskommandeur den Krieg 1870/71 mit und führte dann vom Gefecht bei Nuits ab das Regiment bis zur Rückkehr in die Heimat. Dieser Feldzug brachte dem bewährten Offizier das Eiserne Kreuz II. und I. Klasse, sowie den Karl Friedrich-Militärverdienstorden ein. Im Juli 1871 wurde Hofmann dem 1. Schlesischen Grenadierregiment Nr. 10 aggregiert, im Juni des nächsten Jahres erfolgte seine Ernennung zum Kommandeur des 4. Oberschlesischen Infanterieregiments Nr. 63, sowie im März 1873 seine Beförderung zum Oberst. Im April 1878 wurde Hofmann zum Generalmajor befördert und im darauffolgenden Monat erfolgte seine Ernennung zum Kommandeur der 17. Infanterie-Brigade. Im Herbst des nächsten Jahres kam er um seine Verabschiedung ein. Im Oktober 1885 erhielt er gelegentlich einer Inspizierung des XIV. Armeekorps durch Kaiser Wilhelm I. den Charakter als Generalleutnant. In den letzten Jahren seines Lebens hat Hofmann sich mit patriotischem Eifer den Gedanken zu eigen gemacht, das Andenken weiland des Prinzen Wilhelm von Baden durch Errichtung eines würdigen Denkmals in der badischen Residenz zu ehren. Mit rüstiger Frische betätigte er sich als Vorstand des Denkmalkomitees. Er scheute keine Mühe, um das edle Werk zu fördern, dessen schönes Gelingen die letzte Freude seines Lebens bilden sollte. Der Tod hat es ihm nicht vergönnt, selbst Zeuge der Enthüllung des Denkmals im Oktober 1901 zu sein; einige Wochen vorher, am 30. September des genannten Jahres, schied er aus dem Leben. (Karlsruher Zeitung vom 4. Oktober 1901.)

Karl Holsten.

Unter den hervorragenden theologischen Lehrern Heidelbergs im neunzehnten Jahrhundert hat wohl keiner ein persönlich wärmeres Andenken hinterlassen als Karl Holsten. Daub, Paulus, Rothe, Schenkel, Hitzig und Hundeshagen sind vielleicht literarisch bekannter geworden, aber in intimer Freundschaft mit den Zuhörern, die alle seine Freunde wurden, ist nur Holsten gestanden. Ein schwerflüssiger Schriftsteller — schon seine eigene Grimmsche Rechtschreibung erschwerte das Lesen seiner Bücher —, war er doch ein glänzender Redner. Ein Lehrer im strengsten Sinne des Worts, der die Studenten einzeln vornahm und sie ihr Neues Testament selbst übersetzen ließ, war er zugleich ihr väterlicher Freund, der auf ihre Charakterentwicklung den heilsamsten Einfluß übte. Ein Mann

von seltener Lauterkeit der Gesinnung, war er von einem kindlich festen Glauben an den Fortschritt der Welt, den Adel der Menschheit, die Zukunft der freien Gesellschaft, ein Fortschrittsmann im besten Sinne des Worts. — Karl Holsten wurde geboren am 31. März 1825 zu Güstrow in Mecklenburg. Sein Vater hatte Jurisprudenz studiert, war aber vor Beendigung seiner Studien als freiwilliger Jäger in die Freiheitskriege gezogen und hatte sich dann als Notar in Güstrow niedergelassen. So vererbten die patriotischen Erinnerungen des Vaters sich auf den Sohn, der in den Schulen seiner Vaterstadt seine erste Bildung erhielt. Da die Mutter mit dem großen Hauswesen viel zu tun hatte, wurde der Kleine schon in seinem dritten Lebensjahr zur Schule geschickt. Träumerisch und in sich gekehrt entwickelte der Knabe sich langsam und hatte in den ersten Schuljahren viel unter der unverständigen und rohen Pädagogik einer wenig zu lobenden Anstalt zu leiden. Der sehnliche Wunsch der frommen und gemütstiefen Mutter war, ihren Karl als Pastor zu sehen, und der Sohn, der mit ganzer Seele an der Mutter hing, lebte sich durch seine Liebe zu ihr gleichfalls in diesen Gedanken ein. Aus der Dumpfheit seiner ersten Schulzeit erwacht, fand er in den oberen Klassen Lehrer, die ihn verstanden und an die er sich mit der vollen Begeisterung seines weichen Knabenherzens anschloß. Von heilsamem Einfluß auf sein ganzes Leben wurde es, daß einer der Apostel der edlen Turnerkunst im Sinne des Turnvaters Jahn an der Anstalt wirkte. Ihm verdankte es Holsten, daß aus dem allzu runden und lang verzärtelten Kinde ein straffer, elastischer, zu allen Leibesübungen geschickter Jüngling und Mann wurde, hart gewöhnt, genügsam und ausdauernd wie wenige. Das deutsche Turnertum jener Jahre war aber mehr als bloße Leibesübung. Der Knabe las Jahns Leben, Seumes Spaziergang nach Syracus, und um diese Helden der Enthaltsamkeit zu erreichen, fing er an, alles Entbehrliche abzuwerfen, und machte in der Bedürfnislosigkeit solche Fortschritte, daß kein Knecht noch Taglöhner ihn in der Härte des Lagers oder Einfachheit der Verpflegung erreichte. Daß er alle Bettstücke außer dem Strohsack entfernte und zum Kopfkissen zwar nicht einen Stein, aber sein Brettspiel erwählte, nennt er selbst eine Torheit; aber er verdankte diesem Sport seinen stahlharten Körper. Die Gewohnheit, mit Sonnenaufgang sich zu erheben und den Tag mit einem gewaltigen Marsch zu beginnen, hat er bis in sein siebzigstes Jahr beibehalten. Dabei nahm er alle jene Grundsätze der Jahnschen Schule in sich auf, die frisch, frei, fromm das Deutschtum

pflegte und die seiner Persönlichkeit jenen Stempel der aufrichtigen und fröhlichen Tapferkeit aufprägten, durch die er überall die Herzen, zumal die der Jugend gewann. Im Jahre 1843 verließ er Rostock, um in Leipzig Theologie und Philologie zu studieren. Bei einem jungen Manne dieser Art gehörten die ersten Semester dem Studentenleben und der Führung der Klinge, und bis in sein Alter freute er sich der schönen Erinnerungen, mit denen diese frohen Tage der Jugendlust zu Leipzig, Berlin und Rostock sein Leben bereichert haben. Die drei theologischen Fakultäten, an denen er studierte, zumal die der Heimat, gehörten alle drei der theologischen Richtung an, der er selbst nachmals nicht angehörte. So scheint sein Beispiel die Erfahrung zu bestätigen, daß sich die theologische Richtung des Mannes oft im Gegensatze zu der Schule feststellt, die der Jüngling durchlaufen. In der Tat wußte Holsten selbst mit Humor davon zu erzählen, mit welchen Glossen er und seine Freunde so manche Auslegungen der Hengstenbergschen Exegese begleiteten und wie wenig Neanders wohlgemeinte Apologetik bei ihnen verfing. Dennoch hat auch er seine entscheidenden Anregungen, wenn auch nicht im theologischen Hörsal, so doch im akademischen Leben erhalten. Seine Studienjahre seit 1843 fielen in die Zeit, in der die jüngere Hegelsche Schule ihre gewaltige Wirkung auf die heranwachsende Generation übte und eine stürmische, mit Geist und Witz gehandhabte Kritik gerade die begabten und lebendigen Naturen in ihre Kreise verstrickte. Der Streit über das Leben Jesu und die christliche Glaubenslehre von David Friedrich Strauß bewegte noch immer die theologische Welt. Die Schriften von Ludwig Feuerbach, die Halleschen Jahrbücher von Arnold Ruge, die Tübinger Jahrbücher von Ferdinand Christian Baur, die Paradoxien und Quertreibereien des jungen Bruno Bauer hatten die philosophischen und theologischen Studien zu einer Arena voll Kampfruf und Staubwirbel gemacht, und Holsten glich sein Leben lang einem edlen Streitroß, das die Ohren spitzt, wenn die Fanfare geblasen wird und gern dabei ist, wo Schwert und Schild aneinander klirren. Eifrig vertiefte sich schon der Berliner Student in das Studium der Hegelschen Philosophie. Namentlich die dreibändige Geschichte der Philosophie aus Hegels Nachlaß war eines seiner Lieblingsbücher, und ihrer Grundanschauung von der Selbstentfaltung der Idee in der Geschichte und dem Hegelschen Begriffe der Entwicklung ist er niemals untreu geworden. Aber die eigentliche Leuchte, die seinem theologischen Schifflein auf der wildbewegten See die Richtung wies, wurde schließlich doch Schleiermacher. So wenig

der tapfere Mann alle Vermittlungen Schleiermachers und dessen Neigung zu vorsichtig ausbeugenden Formeln guthieß, — die Grundprinzipien seiner eigenen Religionsphilosophie stammen aus Schleiermachers Schule. Mit diesen Anregungen, die ihn mehr aufgeregt, als geklärt hatten, kehrte er nach Rostock zurück. Er selbst bekennt, das eigentliche ernste Studium habe für ihn erst in diesen späteren Semestern begonnen. Einem jungen Theologen von seiner Richtung konnten die Wege in der mecklenburgischen Heimat keine leichten Wege sein; aber sein offener, fröhlicher Sinn und eine glückliche Gabe, alle Gegensätze von ihrer humoristischen Seite zu nehmen, erleichterten ihm die Schwierigkeiten, an denen eine schwerere und minder helle Natur gescheitert wäre. Krabbe, Delitzsch, Hofmann, Kliefoth und wie die gestrengen Lehrer und Examinatoren alle hießen, — seiner Liebenswürdigkeit widerstanden sie nicht. Sie wollten ihn sogar festhalten, wo er selbst bedenklich war. „Predigen Sie sich ins Christentum hinein!“ sagte ihm Krabbe. Bereits aber war in ihm der forschende und sondernde Geist erwacht, der ihn drängte, die einzelnen Vorstellungen und Lehrbegriffe strenger ins Auge zu fassen und jeden neutestamentlichen Schriftsteller als literarische Individualität zu studieren. So geht eine seiner epochemachenden Untersuchungen über den Begriff der σάρξ im Neuen Testamente in ihren Anfängen bis in die Studienzeit zurück; denn Holsten hatte durch eine Preisaufgabe der theologischen Fakultät zu ihr den ersten Anstoß erhalten. Dann war es Delitzsch, der ihn anwies, das Alte Testament mit der Feder in der Hand zu lesen, um sich über das Verhältnis der Propheten und Psalmisten zum Ritualgesetz eine selbständige Meinung zu bilden, und ihn so darauf leitete, auch die neutestamentlichen Begriffe überall auf ihre alttestamentliche Grundlage anzusehen. Er selbst betont, daß er damals sich gewöhnt habe, jedes Problem auf Grund der Sammlung und Verarbeitung des gesamten tatsächlichen Materials zu lösen und nicht das Material erst nachträglich zur Begründung seiner Ideen, oder, wie er gern sagte, seiner Blaumontagseinfälle beizuziehen. „Nach dem zweiten theologischen Examen“, so schreibt Holsten in einer eigenen Aufzeichnung, die sich erhalten hat, „stand nun zur Frage, ob er um eine Pfarre sich bewerben solle. Nun hatte“, so heißt es in dieser eigenhändigen Niederschrift, „seit einer Reihe von Jahren das Kliefothsche Regiment in Mecklenburg ein starres Bekenntnisluthertum zur ausschließlichen Herrschaft gebracht und jeden Widerstand dagegen mit der Hülfe der Staatsregierung niedergeschlagen. In der Voraussicht, daß er mit diesem Regimente sofort in Streit ge-

raten und in diesen Streit auch die Gemeinde hineinziehen werde, entsagte er seinem ursprünglichen Lebensideale und trat in den Schuldienst." Auch als im Laufe der nächsten Jahre dem bereits Verheirateten eine der schönsten Pfarreien der Heimat von der Gemeinde angeboten wurde, lehnte er ab, nicht, weil er an seinem Rechte zweifelte oder den Kampf für sich scheute, sondern weil er nicht Unfrieden und Streit in eine Gemeinde tragen wollte, die sich bis dahin des Friedens erfreut hatte. Siebzehn Jahre wirkte er so an dem Gymnasium zu Rostock, von 1853 bis 1870, anfänglich hauptsächlich als Religionslehrer, später auch als Lehrer der deutschen und griechischen Literatur in den Oberklassen. Allen seinen Schülern ist er ein Freund gewesen, und die heilsame Einwirkung seiner Persönlichkeit auf die gemütliche Entwicklung der Knaben erkannten auch solche Eltern an, die seine theologische Richtung ablehnten. Der Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur machte ihm, der ihr genauer Kenner und ein ungewöhnlich begabter Rezitator war, große Freude. Er dachte wohl auch an die Herausgabe einer deutschen Grammatik zum Schulgebrauche, eine Arbeit, zu der er durchaus befähigt war und durch die er sich ebenso nützen konnte, wie er mit jeder theologischen Publikation sich nur eine neue Schwierigkeit in den Weg legte. „Aber die Theologie", so schreibt er selbst, „blieb Herrscherin in seinem Gemüte und statt nur allein für die Schule zu arbeiten, verwandte er namentlich die Ferien auf die Bearbeitung theologischer Fragen, deren Lösung ihm seit seiner Studienzeit Herzensbedürfnis geworden war." Wie aber alle seine literarischen Impulse immer zugleich moralische waren, so war seine erste große Publikation, durch die er das Auge der gesamten theologischen Welt auf sich lenkte, ein Ritterdienst, den er einem Toten zu schulden glaubte. Im Jahre 1860 starb Christian Ferdinand Baur, der Theologe, den Holsten von allen lebenden am höchsten stellte und dem er selbst für seine wissenschaftliche Entwicklung am meisten verdankte. Landerer aber sprach in seiner Rede am Grabe des Kollegen, „Baurs ganze Lebensarbeit sei auf Beseitigung des Wunders im Neuen Testamente gerichtet gewesen. Nun habe er aber erklärt, daß die Bekehrung des Paulus weder durch eine historische, noch logische, noch psychologische Analyse zu begreifen sei. Und da er also ein Wunder habe stehen lassen müssen, so habe er damit alle Wunder stehen lassen. Seine Lebensarbeit sei also vergeblich gewesen." Das war nach Holstens eigener Niederschrift der Anlaß zu seinem berühmten Aufsatze: „Die Christusvision des Paulus". Er wollte Landerer zeigen, daß die natür-

liche und psychologische Erklärung der Paulusvision keineswegs unmöglich sei. Gleich bei dieser ersten größeren Studie zeigte sich der Gewinn seines Grundsatzes, jede Frage auf Grund des ganzen Materials zu entscheiden. Der Streit über eine Frage, die von den meisten auf Grund ihrer dogmatischen Prinzipien und ihrer ganzen Weltanschauung entschieden wird, wurde für ihn zu der Frage nach der Christologie des Paulus überhaupt. Um festzustellen: wie hat Paulus den Messias auf dem Wege nach Damaskus geschaut, fragte er: wie hat er ihn in seinen Briefen beschrieben? denn er wird ihn nicht anders beschrieben haben, als er ihn schaute. Dieses Christusbild des Apostels verglich er dann wieder mit den Messiasbildern des Alten Testaments, mit der Lehre vom himmlischen und irdischen Menschen bei Philo, und so wurde der Streit über eine einzelne Tatsache für ihn der Punkt, von dem aus er überhaupt in die paulinische Theologie eindrang. Die Abhandlung erregte das größte Aufsehen und wurde zum Ausgangspunkt einer neuen Phase der kritischen Schule, die mit erneutem Eifer begann, von den vier großen Paulusbriefen her sich nicht nur über die Anschauungen des Apostels, sondern über das apostolische Zeitalter selbst zu unterrichten. Die früheren Lichter waren durch die Straußsche Kritik ausgelöscht, hier aber waren Anhaltspunkte gegeben, an denen weiter tastend man sich im Dunkeln orientierte. Was aber Holstens Auge geschärft und ihn die Kunst gelehrt hatte, im Dunkeln zu sehen, das war sein unermüdlicher Fleiß, der es nicht müde wurde, jeden paulinischen Ausdruck immer und immer wieder zu prüfen, was er enthalte und was er voraussetze. Zunächst machte Holsten von den Ergebnissen seiner ersten Arbeit die Anwendung auf die Erforschung des Glaubensinhalts des Judenchristentums. Aus den Äußerungen des Paulus, zumal im Galaterbrief, konstruierte er sich die Messiasvision des Petrus, die ja gleichfalls durch Paulus bezeugt ist und sodann das ganze judenchristliche Dogma. Nicht aus der Apostelgeschichte, sondern aus den paulinischen Briefen studierte er den Petrinismus. Die neue Arbeit konnte erst 1867 erscheinen, da er nur die kurzen Schulferien für seine theologischen Forschungen zur Verfügung hatte und das Aufrücken in den Unterricht der obersten Klassen vermehrte Schularbeit mit sich brachte. So war es ihm eine Erlösung aus Haft und Banden, daß er Ostern 1870 einen Ruf in die Schweiz erhielt. Der Erziehungsrat der Universität Bern, der die theologische Fakultät lange in positivem Sinne besetzt hatte, nachdem Zellers Berufung in den vierziger Jahren mancherlei Schwierigkeiten bereitet hatte, war durch die Bemühungen des Sohnes

von Jeremias Gotthelf, des einflußreichen Pfarrers Bitzius und der beiden Berner Prediger Langhans für die Berufung Holstens gewonnen worden. Auch die Züricher Theologen Hirzel, Lang, Furrer hatten auf ihn hingewiesen, dessen Abhandlung über die Paulusvision sie als die bedeutendste wissenschaftliche Arbeit der letzten Jahre bezeichneten. Da zur Dotation einer neuen theologischen Stelle keine Mittel zur Verfügung standen, wurde Holsten 1870 zunächst als Lehrer am Gymnasium und als Extraordinarius an der Universität angestellt, trat aber schon im folgenden Jahre als Ordinarius ganz zur theologischen Fakultät über. Die 6 Jahre seines Aufenthalts in der Schweiz hat Holsten stets als eine glückliche und frohe Zeit bezeichnet. Sein frisches und männliches Wesen gefiel den Oberländern. Er hatte etwas Sieghaftes in seiner Erscheinung, dem sich alles von selbst unterordnete. Ein schöner Mann war er, nicht im banalen Sinne des Worts, sondern von ernster Schönheit des fein geschnittenen Profils, des fesselnden Auges und der durchgearbeiteten, streng männlichen Züge. Aber während er frei und frank mitten im Volksleben schwamm und mit seiner herzlichen und aufrichtigen Liebenswürdigkeit überall Freunde fand, hielt er sich streng an seine Lehraufgaben und vermied so die Klippe, an der so viele Deutsche scheiterten; er mischte sich nicht in die Fragen des Kantons. „Ihr habt stets Zwecke", pflegte er seinen neuen Freunden zu sagen, während er, ein Idealist im edelsten Sinne, sich nur für die Ideen interessierte und für die Wahrheit. Wo aber in das Gebiet, das er zu vertreten hatte, die Gegner einen Einbruch machten, da stellte er seinen Mann. So trat er schon im zweiten Jahre seiner Berufung dem Kirchenvorstande der Münstergemeinde, der dem Reformverein zu seinem Festgottesdienste die Kirche mit einer sehr unduldsamen Motivierung verweigerte, in einer Reihe von schneidigen Aufsätzen in den „Zeitstimmen" entgegen, indem er jeden Satz des Präsidenten von Wurstemberger-Steiger zum Thema einer eigenen Abhandlung nahm. Hatten seine wissenschaftlichen Arbeiten sich bis dahin auf das ganze Gebiet der paulinischen Theologie erstreckt, so brachte es seine Lehrpflicht nun mit sich, Semester für Semester sich auch mit den Evangelien zu beschäftigen. Mit gewohntem Fleiß und großem Scharfsinn griff er die vielbehandelten Probleme der Evangelienkritik auf und verfocht hier mit großem Eifer die Meinung von der Priorität des Matthäusevangeliums. Das Ergebnis dieser Forschungen, die wiederum zeigten, mit welcher geistigen Energie er jede Frage ergriff und mit welchem Fleiße er sie bis ins Minutiöse verfolgte, war seine

Schrift über die synoptischen Evangelien, die aber erst 1885 zu Heidelberg erschien. Denn, so wohl er sich auch in der Schweiz fühlte, dem Rufe in die Heimat widerstand er dennoch nicht, nachdem die neue Sonne des Deutschen Reichs so glänzend aufgegangen war. So übernahm er 1876 den Lehrstuhl für Neues Testament an der Universität Heidelberg. Leicht war es nicht gewesen, seine Berufung durchzusetzen, klagte doch selbst Keim über Holstens Radikalismus, der sengend und brennend die neutestamentlichen Gebiete durchstreife. Literarisch sind die Heidelberger Jahre für ihn die Jahre der Ernte, in denen er die gereiften Halme als Garben unter Dach brachte. In dem groß angelegten Werke „Das Evangelium des Paulus" gab er seine Auslegung des Galater- und ersten Korintherbriefs und die der beiden anderen großen Paulinen wurde im Manuskripte nahezu vollendet. In der Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie begründete er eingehend seine Kritik der Echtheit des Philipperbriefs. Die synoptischen Studien zeitigten eine Reihe von Aufsätzen über die Grundbegriffe der Bergrede, Reich Gottes, Menschensohn, Gottessohn, durch die er in ähnlicher Weise ein Bild des Selbstbewußtseins Jesu zu zeichnen versuchte, wie er zuvor das Selbstbewußtsein des Apostels genau beschrieben hatte. Wohl konnte den Fachgenossen dabei zuweilen der Zweifel kommen, ob diese strikte Auslegung der griechischen Ausdrücke Geltung habe für den, der nicht Griechisch, sondern Aramäisch geredet hat, doch verlor dieser Einwand viel an seiner Schärfe bei der Gewissenhaftigkeit, mit der der Exeget der hebräischen Grundlage der griechischen Vorstellungen nachgegangen war, und für das Verständnis des griechischen Textes jedenfalls war seine gewissenhafte und tiefgehende Untersuchung von bleibendem Wert. Auch als einer der letzten Vertreter der großen spekulativen Epoche unserer Wissenschaft trat er in Heidelberg auf, indem er über Religionsphilosophie las und einzelne Abhandlungen aus diesem Gebiete veröffentlichte. Erinnerte seine rein deduktive Methode an die Hegelsche Schule, aus der auch einer seiner Vorgänger, Daub, hervorgegangen war, so ist seine Definition der Religion als Gefühl der Abhängigkeit von dem All, das dem Menschen lebenhemmend und lebenfördernd gegenübersteht, im wesentlichen die Schleiermachers. Auch für seine glänzende Prorektoratsrede im Jahre 1887 „Über den Ursprung der Religion" wählte er dieses Thema. So sahen wir ihn bis über sein siebzigstes Lebensjahr hinaus in reger geistiger Arbeit, stets den Kopf voll neuer exegetischer Probleme, stets seinen Paulus in der Hand, den er doch schließlich völlig im Ge-

dächtnis hatte, so daß er weder bei der Vorlesung, noch bei dem Examen eines Textes bedurfte. Das führt denn auf die andere Seite seiner großen Wirksamkeit, auf seine Lehrtätigkeit. Karl Holsten war das Ideal eines Lehrers. Nicht nur, daß er mit zündender Beredsamkeit sprach und die Hörer mit sich fortriß, er wußte vor allem auch, wie man unterrichtet. In seiner langen Schultätigkeit hatte er gelernt, wie man lehrt; er hielt nicht bloß Reden, sondern gab Lektionen; er ging so vor, daß die Vorstellungen auch Zeit hatten, Wurzel zu schlagen, und daß er ein Fundament legte, auf dem er fortbauen konnte. Dabei war in jedem Wort sein ganzes Herz, seine ganze, liebevolle Persönlichkeit. Wenn die Studierenden sich für ihn begeisterten wie für keinen anderen Lehrer, so war es, weil sie wußten, daß er für jeden Teilnahme hatte, der sich ihm anschloß. Er hatte eine seltene Gabe, die Jugend zu verstehen und auch unausgesprochenes Interesse herauszufühlen. So war er auch als Lehrer ein glücklicher Mensch; wo wir anderen oft nur Mittelmäßigkeit und Schläfrigkeit zu sehen vermochten, da sah er eine Jünglingsseele, die mit allen Keimen zum Lichte ringt, und eben dadurch hob er die jungen Leute, daß er sie von seiten ihrer Ideale nahm und nicht von seiten ihrer Schwächen. Das macht, er war selbst ein Idealist, wie es in unserer Zeit nur wenige gegeben hat. Dieses Sehen des Guten war das große Glück seines Lebens. Es war auch ein Teil seiner Erfolge; er wirkte das Gute, weil er an das Gute und Edle in der Menschennatur geglaubt hat. Dieser Optimismus ist das Credo einer abgelaufenen Zeit, und auch insofern ist mit ihm einer der Repräsentanten einer schöneren Epoche des deutschen Lebens geschieden. Nachdem er noch in voller Frische seinen siebzigsten Geburtstag unter großer Teilnahme der Studentenschaft gefeiert, begann er seit 1896 zu kränkeln. Blutarmut und Herzschwäche stimmten ihn trüb. Im Winter 1896 mußte er längere Zeit seine Vorlesungen aussetzen, und am 27. Januar 1897 hatte er den letzten Kampf seines reichen und schönen Lebens vollendet. Die Hauptschriften Holstens sind: Zum Evangelium des Paulus und Petrus. Altes und Neues. Rostock 1868, enthaltend die Christusvision des Paulus und die Genesis des paulinischen Evangeliums und die Bedeutung des Wortes σάρξ im Lehrbegriffe des Paulus. Der Brief an die Philipper 1875. Das Evangelium des Paulus. Berlin 1880. Die drei ursprünglichen, noch ungeschriebenen Evangelien. Zur synoptischen Frage. Karlsruhe 1883. Die synoptischen Evangelien nach der Form ihres Inhalts. Karlsruhe 1885. Hausrath.

Karl Holzherr

wurde am 27. Dezember 1822 zu Rottenburg a. N. geboren. Er besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, sowie das Obergymnasium in Ehingen a. d. Donau und bezog im Herbst 1841 die Universität Tübingen, wo er philosophischen, philologischen und theologischen Studien oblag. Im letzten Jahre seiner Universitätslaufbahn löste er eine von der juristischen Fakultät gestellte Preisaufgabe «De placeto regio». Mit einer Dissertation „Kritik der Schellingschen Naturphilosophie" erwarb er den philosophischen Doktorgrad. 1846 zum katholischen Priester geweiht, wirkte er erst als Vikar in Ludwigsburg und später als Repetent am Wilhelmsstift in Tübingen. Nachdem er 1849 das Professoratsexamen mit gutem Erfolge bestanden, machte er bald darauf mit Staatsunterstützung eine wissenschaftliche Reise, welche ihn nach München, Wien, Prag, Dresden und Berlin führte, wo er bei den Größen der philosophischen und philologischen Wissenschaften fleißig hörte und zu verschiedenen auch in persönliche Beziehungen trat. Nach der Rückkehr übernahm er eine Professur am Obergymnasium in Ellwangen. 1851 folgte er einem Rufe der badischen Regierung an das Lyceum in Rastatt, wo er in den oberen Klassen in Philosophie, Religion, Deutsch, Latein und Geschichte unterrichtete. 1863 wurde er an das Lyceum in Heidelberg versetzt; 1877 trat er in den Ruhestand. — Schon während der Tübinger Repetentenzeit hatte er mehrere größere Aufsätze über theologische und philosophische Materien im Kirchenlexikon und in Zeitschriften veröffentlicht. Während seines Aufenthaltes in Ellwangen erschien von ihm u. a. ein größerer Aufsatz „Über die deutschen Sprachgesellschaften". Als Beilage zu den Jahresberichten des Rastatter Lyceums gab er eine Abhandlung über „Die Philosophie Senecas in ihrem Verhältnis zur stoischen Philosophie und zum Christentum" heraus (1858 und 1859). Nach seiner Zuruhesetzung wandte er sich mit Eifer dem Studium der Geschichte seiner schwäbischen Heimat zu. Drei Monographien: „Die Geschichte der Reichsfreiherren von Ehingen in Rottenburg a. N." Stuttgart 1884, „Die Geschichte der ehemaligen Benediktiner- und Reichsabtei Zwiefalten in Oberschwaben", Stuttgart 1887, und „Zur Vorgeschichte der Stadt Rottenburg a. N.", Stuttgart 1895, sind die Früchte dieser Studien. — Holzherr starb unerwartet rasch an einem Herzschlag am 10. Februar 1895. (Freib. kathol. Kirchenblatt 1895, 147—149; 168—170.) *

